

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.2 /2021

Brunnenthal, Mai 2021

Vielleicht sind die leeren und die geschlossenen Kirchen ein prophetisches Warnzeichen: Wenn unsere Kirche und unsere Frömmigkeit nicht eine Reform durchgehen, eine Umkehr, eine Vertiefung, werden viele Kirchen bald gänzlich leer und geschlossen sein.
(Tomáš Halík)

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Der tschechische Theologe *Tomáš Halík* ist Dir vielleicht oder wahrscheinlich bekannt. Er ist einer der wichtigsten katholischen Zeitdiagnostiker Europas. Seine im Lockdown vom Aschermittwoch bis Pfingsten 2020 ohne physisch

vor ihm anwesende Kirchengemeinde gehaltenen Predigten hat er in Buchform mit dem Titel „*Die Zeit der leeren Kirchen – Von der Krise zur Vertiefung des Glaubens*“ zusammengefasst.

Der obige Leitsatz für meinen Rundbrief stammt aus seinem Buch und wurde in dessen Vorstellung (*Die Furche* vom 18.3.2021) zitiert.

Der Satz erinnerte mich sofort an eine Reihe von Erlebnissen während einer längeren Reise durch Frankreich im Juli und August 1989. Zwei davon greife ich heraus.

An einem Sonntag vormittags waren wir in der Bretagne in der Gegend von Bayeux unterwegs und versuchten, wenn schon nicht einen Gottesdienst mitzufreien, so dann wenigstens in einer Kirche eine Weile beten zu können. Dass wir in Dorfkirchen vor verschlossenen Toren stehen würden, damit rechneten wir, weil uns die kirchlichen Verhältnisse in Frankreich in etwa bekannt waren. Doch wir scheiterten auch in einer Kleinstadt an einer alten gotischen

Kirche, deren sichtbarer Zustand allerdings unübersehbar erkennen ließ, dass sie bereits bessere Tage gesehen hatte, und deren verschlossenes Tor ebenso unübersehbar uns darauf hinwies, dass die Pfarre ohne Priester oder vielleicht auch schon ohne Gläubige war.

Das zweite Erlebnis warf noch mehr und tiefere Fragen auf. Wir hatten an einem Samstag abends Reims erreicht, freuten uns bereits auf das Erleben der Kathedrale, machten uns aber Gedanken, ob dies am Sonntag vormittags wegen der Gottesdienste möglich sein würde. Aber vielleicht konnten wir nach den vorangegangenen vergeblichen Versuchen wenigstens einen Gottesdienst mitfeiern. Als wir gegen 9:00 Uhr auf dem großen Platz vor der Kathedrale ankamen, war dort kein Mensch zu sehen. Die Kathedrale war zwar nicht verschlossen, doch als wir sie betraten, zeigte sich uns dort dasselbe Bild wie auf dem Vorplatz – gähnende Leere. Ganz vorne im Chorumgang sahen wir schwaches Licht und von dorthin drang an unsere Ohren ein leises Singen. Also machten wir uns dorthin auf den Weg und trafen auf ein paar Dutzend vorwiegend alter Frauen und einiger Männer, die verstreut sitzend mit dem Priester Eucharistie feierten. Nachdem um diese Zeit auch die Touristen fehlten, konnten wir anschließend allein die riesige Kathedrale besichtigen. Wir störten niemanden beim

Umhergehen, denn es war außer uns niemand da.

Jetzt lade ich Dich dazu ein, Dir ein Zweifaches möglichst lebendig zu vergegenwärtigen.

Einerseits Jesus und seine Vorstellung von einer Gemeinschaft, die geisterfüllt um ihn versammelt das Gedächtnis seines Lebens, Leidens, Sterbens und Auferstehens feiert, am Tisch des Wortes durch seine Frohbotschaft Orientierung erhält und am Tisch des gemeinsamen Mahles ihn als Brot des Lebens empfängt.

Und andererseits den realen gegenwärtigen Zustand dieser „Gemeinschaft“ und dazu die Vorgeschichte zur Entwicklung sowohl der Gestaltung und Mitfeier der Eucharistie als auch des Zustands der „Gemeinschaft“, sowie den Ausblick auf ihre Zukunft, die rein physisch wegen ihres Alters bei der Fortsetzung der bisherigen Entwicklung in Kürze nur noch eine leere Kathedrale übrig lassen wird.

Bereits in der Vorbereitung der Reise hatten wir uns selbstverständlich mit der weltlichen und kirchlichen Geschichte Frankreichs und mit den Menschen, die sie gestaltet, davon profitiert oder sie erlitten haben, auseinandergesetzt. Während der Reise versuchten wir, uns in den verschiedenen Natur- und Kulturlandschaften daran zu erinnern, wem sie gehörten und was sich in ihnen über die Jahrhunderte zutrug, wie das alles die Menschen prägte und wie die Menschen alles prägten. Die vielen kulturellen und religiösen Zeugnisse versuchten wir ebenso nicht bloß von ihrem gegenwärtigen Sein her zu betrachten, sondern aus ihrer Entstehungsgeschichte heraus und in Bezug auf ihre Zukunftsaussichten. Wer mit mir bereits bei einer Reise unterwegs war, weiß darum, wie wichtig mir diese Gesamtschau ist. Zum Verstehen und tieferen Erleben – und auch zum Erahnen und Gestalten der Zukunft ist sie unerlässlich, denn wir leben aus dem Gestern im Heute für das Morgen. Außerdem hängt so ziemlich alles mit allem irgendwie zusammen. Wenn man sich Zeit und Mühe für eine ganzheitliche Betrachtung nimmt, schaut vieles völlig anders aus, als es in gewohnter Weise je nach Sichtweise und Einstellung erscheinen mag.

Warum etwa konnte sich die Benediktinerabtei Cluny in mehrfacher Hinsicht zu einem so einflussreichen Zentrum entwickeln, dass ihr schließlich europaweit an die 2000 benediktinische Niederlassungen angehörten? Welche Visionen, Ideen, Absichten und Interessen standen da Pate? Warum konnten paradoxerweise gerade die von Bernhard von Clairvaux als Kontrast zur Prachtentfaltung von Cluny im hintersten Winkel gegründeten und zu spartanischer Einfachheit auch im Kirchenbau verpflichteten Klöster zu sagenhaftem Reichtum gelangen und später wieder in der prunkvollen Kirchengestaltung landen? Wer war aus welchen Gründen am Bau der riesigen Kathedralen interessiert und was spielte sich in ihnen alles ab? Und was löste das alles auf der anderen Seite der Medaille aus? Inwiefern war für den Ausbruch der Französischen Revolution die Kirche selbst gerade durch ihre vielfach großartige geschichtliche Entwicklung ursächlich beteiligt? U.v.a.

Ähnliche und viele weitere Fragen bleiben uns gerade derzeit in Bezug auf die gesellschaftliche und religiöse bzw. kirchliche Lage nicht erspart. Weder die Verursacher noch die Schuldigen sind immer die anderen, denn vieles war und ist auf allen Seiten hausgemacht.

Wie die zukünftige „Normalität“ nach der Pandemie aussehen wird, ergibt sich aus dem Erbe der Vergangenheit, sowie den richtigen oder falschen Visionen und Absichten bezüglich der Zukunft und den Entscheidungen, dem Handeln oder Nichthandeln im Heute.

Tomáš Halík steht mit seiner Diagnose nicht allein. Unzählige viele vor ihm haben bereits dasselbe diagnostiziert und tun es heute ebenso. Und wer aller steht auf der Gegenseite, um das Gewohnte zu erhalten? Es geht dabei nie und nirgends bloß um eine Ebene oder eine Gruppe oder eine Richtung, es sind stets alle betroffen. Dazu genügt bereits ein kurzer Rückblick auf Jesus und seine Vorstellungen und die danach erfolgten geschichtlichen Entwicklungen, welche sie konsequent weiterführten oder umfunktionierten oder sabotierten – von den einfachen „Laien“ bis zu den „Heiligen Vätern“.

Trotz aller drohenden Abstiege hoffend und glaubend auf einen neuen Aufstieg hinarbeiten

So wie die Bibel uns nicht nur über die Vereitelung und Sabotage von Jesu Bemühungen, von seinem Leiden und Sterben berichtet, sondern auch von seiner Auferstehung, der Geistausgießung und der unglaublichen schöpferischen Wachstumskraft der Urkirche, zeigt uns auch die Geschichte seither eine vielfältige und vielschichtige Entwicklung in Aufstieg und Abstieg, Vertiefung und Verflachung, mutigem schöpferischem Bewegen und ängstlichem Festhalten und Erstarren, Untergehen und erneutem Auferstehen.

Jesus hat seiner Bewegung verheißen, dass die Mächte der Finsternis sie nicht auslöschen werden.

Das kann dazu beitragen, dass wir mit einer gewissen Gelassenheit den vielen Umbrüchen begegnen können und auch mit einem tragfähigen Glauben, einer begründeten Hoffnung und einem für Neues offenen Vertrauen in das Wirken des Geistes Gottes.

Er hat diese Versicherung allerdings weder einer bestimmten Form ihrer Strukturen noch einer Art ihrer religiösen Feiern oder einer gewissen theologischen Richtung gegeben und er hat auch für kein Land und keinem Kontinent das immerwährende Bestehen der Kirche sichergestellt. Bei all dem und bei vielem anderen ist seither bereits vieles neu entstanden und wieder verschwunden, hat sich vielfach mehr oder weniger verändert und so wird es, ob die Kirche von ganz unten bis ganz oben das wahrhaben will oder nicht, auch weitergehen.

Dabei gilt ein Spruch aus der Wirtschaft: Wer nicht mit der *Zeit* geht, der *geht* mit der Zeit! Das heißt nicht, dass sich das Christentum ständig dem wechselnden Zeitgeist anpassen soll. Aber es wird nie außerhalb der in einer bestimmten Zeit gegebenen Situationen und Erfordernisse leben können, schon gar nicht, wenn es diese beeinflussen will. Die von Jesus gestellte Aufgabe lautet, dass seine Bewegung zu versuchen hat, jede Zeit und jede Situation in seinem Sinn nach Möglichkeit zu beeinflussen und mitzugestalten. Die Grundanliegen bleiben dabei dieselben, doch die Ausführungsformen

müssen sich laufend weiterentwickeln, um in den sich neu ergebenden Situationen wirkkräftig zu sein.

Die Jesusbewegung wird nicht verschwinden, doch die Art und Weise ihrer Verwirklichung ist von Anfang an nicht gleichgeblieben und wird es nicht bleiben.

Jesus hat seinen Vater nicht um Einheitlichkeit gebeten, sondern um Einheit. Und bereits beim Apostelkonzil ging es nicht mehr um die nur kurze Zeit bestehende weitgehende Einheitlichkeit, solange Jünger und Jüngerinnen nur aus dem Judentum stammten, sondern um Einmütigkeit in der Entscheidung und um Einheit in der Verschiedenheit.

Ich gebe Dir einen Absatz aus einer Mail weiter, die ich vor Ostern erhalten habe.

„Mich beschäftigt derzeit die Kirche intensiv. Ich habe den Eindruck, dass wir noch nicht realisieren, was geschieht, und deshalb noch viel zu sehr darum bemüht sind, zu retten, was zu retten ist, und zwar in den eingefahrenen Geleisen (auf allen Ebenen von Rom bis in die Pfarrgemeinderäte und Gruppen...). Ich hab den Eindruck, wir wollen nicht wahrhaben, dass eine Gesellschaft in der (Post-)Moderne, nach Aufklärung, Säkularisierung, Trennung von Staat und Kirche, Befreiung von Religion als Schicksal... ein ganz anderes „Betriebssystem“ hat als vor 200 – 2000 Jahren. Wenn eine Religion da andocken will, genügen keine kleinen „Updates“. Da müsste auch die Kirche ihr „Betriebssystem“ neu aufsetzen..., sodass es kompatibel ist für Menschen mit Wissen, Sensibilität, Lebensgefühl, Freiheit, Eigenverantwortung und Verstand auf dem Stand des 21. Jahrhunderts...“

Dazu möchte ich ergänzen: Es braucht noch mehr als ein neues „Betriebssystem“. Es geht auch um die Inhalte und deren Darstellung, um eine neue Sicht und Interpretation biblischer Aussagen im Blick auf die umwälzenden Erkenntnisse der Naturwissenschaften. Viele Glaubensansichten, die im vergleichsweise winzigen Kosmos des Altertums den dort möglichen Erkenntnisrahmen ausfüllten, entsprechen dem sich fast ins Unendliche geweiteten heutigen Kosmos nicht mehr. Dennoch darauf bestehen zu bleiben erfüllt

nicht Jesu Vorgabe, wie Kinder zu werden, um in das Reich Gottes zu kommen, das heißt neugierig, entwicklungsfähig und zukunftsorientiert, sondern durch Verweigerung des Loslassens im Infantilismus zu landen.

Auch Glaube und Theologie sind nicht als unbegrenzt haltbare Konserve zu haben und an die nächste Generation weiterzugeben. So wichtig geschichtliche Verwurzelung und Tradition auch sind, so dürfen sie doch das erforderliche Neue nicht verhindern.

Eine wichtige Anfrage zur weiteren Entwicklung

Es drängt sich dabei allerdings die Frage mit demselben Wortlaut auf, wie sie Maria an den Erzengel Gabriel gerichtet hat: „Wie soll das geschehen?“ Die Frage betrifft allerdings nicht wie bei Maria bloß einen Punkt, sondern eine kaum zu überschauende Menge.

Denn die römisch-katholische Kirche war bei weitem nie eine homogene Gemeinschaft und ist es auch heute nicht. Sie musste auf die bereits bestehenden Kulturen mit allen damit zusammenhängenden Fragen eingehen und das ergab von Anfang an eine Fülle von Problemen, obwohl es zuerst bloß wenige Kulturen waren. Wie kann die heutige Weltkirche, die so ziemlich alle Kulturen der Welt berücksichtigen muss, einerseits die Verschiedenheit akzeptieren und andererseits dennoch Einheit herstellen? Die bisher angestrebte Einheitlichkeit auf der Basis der römischen Linie aufgeben und auf Einheit in der Vielheit setzen? Was würde damit lösbar und welche neuen Probleme wären zu erwarten?

Da ich seit über 50 Jahren in etwa 40 Länder auf fast allen Kontinenten viele Kontakte hatte und habe, weiß ich bereits aus diesem immer noch sehr beschränkten Horizont, wie anders man z.B. die im Westen so wichtige Frage zur Stellung der Frau in der Kirche und damit die Frage nach dem Weihepriestertum für die Frau in nach wie vor patriarchalen Gesellschaften wahrnimmt. Was bei uns gesellschaftlich bereits selbstverständlich ist, daran ist anderswo oft noch nicht einmal zu denken.

Oder wie kann die auf allen Ebenen der Kirche bestehende große Kluft zwischen den traditionistisch und konservativ und den progressiv

reformerisch Orientierten überwunden werden? Beim II. Vatikanischen Konzil ergaben die starren Positionen aus der Nötigung zum Kompromiss so manchen verwässerten Text oder Verschiebungen auf spätere Zeit wie z.B. die Fragen zum Zölibat und zur Geburtenregelung. Daraus entstanden aber erst recht wieder neue und noch größere Probleme.

Darüber hinaus greift es auf jeden Fall zu kurz, nur die römisch-katholische Kirche für sich allein für den Prozess herzunehmen. Es geht für die zukünftige christliche Wirkmöglichkeit in der Welt beileibe nicht nur um die römisch-katholische Kirche, sondern um alle christlichen Kirchen, Konfessionen und Denominationen, denn mehr oder weniger werden von Nichtchristen alle gemeinsam wahrgenommen. Die Frage um das Zustandekommen oder Nichtzustandekommen einer ehrlichen Ökumene ist daher eine Überlebensfrage für das Christentum als Ganzes.

Es gilt mehrere gewaltige Hürden zu überwinden. Dazu gehören geschichtlich gewachsene und für unveränderbar gehaltene Gegebenheiten – z.B. die Frage, welche Punkte sich verändern und neu weiterwachsen oder gleichbleiben müssen, dass das Christentum einerseits seinem Wesen treu bleibt und andererseits in einer inzwischen weitgehend anderen Welt nicht nur irgendwie weiterbestehen, sondern wie Hefe im Teig positiv verändernd in diese Welt hineinwirken kann.

Die vielen Klimawandel im Laufe der Erdentwicklung haben sämtliche Lebewesen stets dazu gezwungen, sich entsprechend der geänderten Lebensbedingungen weiterzuentwickeln. Jene, die das nicht geschafft haben, können wir zum Teil heute als Fossilien in Museen bewundern.

Bei Pflanzen und Tieren waren die durch die Veränderungen im Klima und andere Ursachen aufgezwungenen Entwicklungen schwierig genug, beim Menschen mit Vernunft und mehr oder weniger freiem Willen erweisen sie sich als noch um vieles schwieriger, denn da gehen Meinungen und Absichten weit auseinander oder stehen sich unvereinbar gegensätzlich gegenüber.

Der Rückblick auf die Erfahrungen, die Jesus selbst in dieser Hinsicht machen musste, stimmen einen nicht gerade zuversichtlich. Schließlich scheiterte er dabei, bloß das in gegensätzliche religiöse Gruppen zersplitterte kleine Israel in seiner Sammlungsbewegung zu vereinen und in eine weiterentwickelte

Gemeinschaft auf der Basis seines Evangeliums in eine neue Zukunft zu führen.

Also wie bei Alighieri Dante ein *lasciate ogni speranza* – alle Hoffnung aufgeben?

Oder wie bei Cicero ein *ceterum censeo* – dennoch überzeugt sein, dass auch Unwahrscheinlichstes möglich wird?

Du gehst oiwei vo dir aus!

Vor kurzem gab ich spontan während eines Gespräches meinem Gegenüber eine konträre Antwort und „ermtete“ dafür die obige Feststellung, die in mir sofort eine sich nach allen Seiten ausbreitende Welle auslöste, wie wenn man einen Stein in einen Teich wirft.

Gehe ich tatsächlich immer von mir aus? Von meiner Sichtweise, meiner Erfahrung, meiner Meinung, meinem Glauben, meiner Einstellung, meinen Absichten usw.?

Immer ist das sicher nicht der Fall, aber oft schon. Das ist allerdings, wenn man keine besondere Ausgabe von einem Menschen darstellt, von Natur aus so, weil einem nun einmal das Eigene näher liegt. Da – meint man zumindest – kennt man sich aus, weiß man Bescheid, während man sich beim Gegenüber zwischen Nichtwissen, Scheinwissen, Ahnung, Vorstellung und weniger oder mehr tatsächlichem Wissen oft erst damit abmühen muss, etwas richtig wahrzunehmen, zu deuten und zu beurteilen.

Objektiv richtig heißt dabei noch lange nicht, dass man dem Gegenüber auch subjektiv richtig begegnet, denn dazu muss man auch um dessen dahinter liegende Sichtweisen, Einstellungen usw. Bescheid wissen. Hat man dafür keine Selbstmitteilungen des Gegenübers, ist man auf Erkenntnisse und Urteile aus zweiter Hand angewiesen und auf die eigene Empathie. Doch bei nicht wenigen Gegenüber kommt man selbst mit einer guten empathischen Veranlagung und dem einschlägigen Bemühen nicht weit. Gelegentlich habe ich mich bei Gesprächen und Aussprachen gefragt: Wie ist das möglich, dass jemand etwas derart anders wahrnimmt, auffasst oder erlebt als ich – gelegentlich dazu noch anders als die meisten, mit denen ich bisher mit Ähnlichem zu tun hatte?

Und auch umgekehrt, dass andere mich, meine Aussagen, mein Verhalten so total anders

wahrnehmen, auslegen oder sogar strikte Behauptungen dazu aufstellen, die mit dem, wie ich es selbst beabsichtigt und erlebt habe, nur noch wenig oder so ziemlich gar nichts mehr zu tun haben oder es ins pure Gegenteil verdrehen? Bei manchen Predigten hieß es am Kirchenplatz, heute hätte dies und das gesagt. Ich?? Niemals, ich hatte sicher nichts davon gesagt, aber die betreffende Person hatte es so gehört oder so aufgefasst. Schließlich hören gar nicht so wenige – oder überhaupt wir alle? – bis-weilen nicht das, was tatsächlich gesagt wurde, sondern was in ihnen selbst – oder in uns allen? – dazu vorgeht.

Na ja, helfe sich dagegen, wer sich helfen kann! Alles in allem gestaltet sich eine Lösung dieser vielschichtigen Gegebenheit als ein meist ziemlich mühsames Unterfangen.

Wir landen wieder bei Cicero, dass wir dennoch davon überzeugt sein sollten, mit einer möglichst ausgewogenen und der Wahrheit statt irgendwelchen Einbildungen nahen beidseitigen Wahrnehmung etc. besser zu fahren und auch eher darauf hoffen dürfen, mit dieser Voraussetzung das Weitere zu verstehen und selbst verstanden zu werden.

Ich überlasse die weiteren Überlegungen im persönlichen Bereich wiederum Dir.

Nachdem es sich schließlich um ein sich x-mal wiederholendes Alltagsgeschehen handelt, denke ich, dass wir in der Bewertung der Wichtigkeit übereinstimmen. Bei mindestens 90% aller unzählbaren Gespräche und Aussprachen ging es nach meiner Erinnerung meist zuerst genau um dieses Problem. Wenn ich mich selbst ehrlich darum bemühte und es mir dazu noch gelang, mein Gegenüber davon zu überzeugen, dass er / sie auch von mir als Gegenüber und nicht nur von sich selbst ausgehen sollte, war die Tür zu entsprechendem

Erkennen, Verstehen und positivem Verändern bereits offen. Häufig ergab sich alles Weitere sogar von selbst.

Stellen wir uns einmal vor, wie sich diese Einstellung, auf den verschiedensten Ebenen nicht immer zuerst oder gar einseitig nur von sich selbst und der eigenen Position auszugehen, bei all dem auswirken würde, was auf die Zukunft des Christentums und der r. k. Kirche in positiver Weise kreativ einwirken könnte!

Ein Blick auf Jesus könnte genügen, würden wir uns alle miteinander ernstlich an ihm orientieren.

Er hatte stets zwei Richtungen, in die er gleichzeitig zu seiner eigenen Position schaute, auf den Vater und auf den oder die Menschen, den oder die er vor sich hatte. Daraus ergaben sich seine Wahrnehmung, seine Sichtweise und alles Weitere. Ich führe keine Beispiele an, denn ich nehme an, es fallen Dir ohnehin gleich genügend ein.

Die Blickrichtung ist entscheidend

Dass der einzelne Mensch, die verschiedenen Gruppen und Staaten bis hinauf zur EU gerade in Situationen wie in der gegenwärtigen Pandemie recht schnell dazu neigen, nicht von den Bedürfnissen anderer, sondern von den eigenen auszugehen, erleben wir tagtäglich. Je mehr Druck sich aufbaut, umso rascher und intensiver erfolgen die Engführungen und verliert man die anderen aus dem Blickfeld.

Bei den Heilungsgottesdiensten in der Zeit der Leben-im-Geist-Seminare geschah viel an seelischer und körperlicher Heilung. Doch nach und nach merkte ich, dass Rückmeldungen zu Heilungen immer seltener wurden. Ich spürte es auch an der Atmosphäre in der Kirche, dass sich etwas verändert hatte.

Wenn man mit den Anfangserfahrungen verglich, war die Ursache augenscheinlich. Unsere Blickrichtung hatte sich zunehmend in doppelter Weise vom DU auf das ICH verlagert – weg vom Du der Betroffenen und vom Du Gottes. Die Mehrheit betete für die eigene Heilung. Die Leiden der anderen sowie die Sicht Gottes wurden mehr oder weniger übersehen.

Daher machte ich zu Beginn des nächsten Heilungsgottesdienstes darauf aufmerksam und bat alle, sich zuerst der Nachbarin oder dem Nachbarn in der Bank zuzuwenden und sie oder ihn zu fragen, ob sie oder er mitteilen möchte, was sie oder er auf dem Herzen hätte und Gott bitten möchte. Es stand allen frei, inwieweit sie etwas mitteilen wollten, aber alle und nicht nur jene, die zum Gebet für sie nach vorne kamen, hatten die Möglichkeit zu einer Mitteilung an Nachbarin oder Nachbarn.

Nach der Blickrichtung auf die Nachbarin oder den Nachbarn sollten sie ihren Blick auf Gott richten, ihm das Anliegen vorlegen und auf ihn hören, wie ER das alles beurteilt und was nach SEINEM Willen geschehen sollte.

Weil die Anwesenden im Grunde mit so etwas vertraut waren, es aber einfach aus den Augen verloren hatten, war bereits aus ihrer spontanen Reaktion zu merken: Aja, genau, stimmt...

Die Veränderung der spürbaren Atmosphäre erfolgte sehr rasch. Durch die aufmerksame Zuwendung wurden Empathie, Mitgefühl, Liebe, Erbarmen u.a. geweckt, es entstand Beziehung zueinander. Durch das bewusste Fragen nach Gottes Sicht und Willen wurde auch die Beziehung zu Gott aktiviert, es wurde die Enge der eigenen Vorstellungen durchbrochen und das Dahinterliegende und Wesentliche und nicht bloß das Oberflächliche, sondern in der Tiefe Verändernde und Heilende konnte erkannt werden.

Die Blickrichtung auf das menschliche und dann auf das göttliche DU bewirkte häufig zusätzlich einen ganz neuen oder anderen Blick auf das ICH und die für eine positive Veränderung nötigen persönlichen Schritte. Bei vielen ging es dann nicht mehr um die ursprünglich erbetene Heilung, sondern die Bitte um Einsicht, Kraft und Gnade zu einer ernsthaften Umkehr, in deren Folge sich echte und dauerhafte Befreiung und Heilung erst einstellen konnten.

Der Gottesdienst entwickelte sich aus einer bedrückenden Stimmung durch die Ansammlung vieler menschlicher Nöte und Probleme im Nebeneinander durch mehrfache

Änderung der Blickrichtung über ein mitfühlendes und aufmerksames Füreinander zu einem lösungsorientierten zuversichtlichen und frohen Miteinander im Dank und Lobpreis.

Der Gottesdienst liegt an die 30 Jahre zurück, blieb mir aber unvergesslich und ist ein einfacher Beweis dafür, wie viel sich in kürzester Zeit, aber mit Langzeit- und Tiefenwirkung verändern kann, sobald die Blickrichtungen geändert werden.

Wäre das nicht auch der richtige Weg im Alltag von ganz unten bis ganz oben in der Gesellschaft?

Was hindert uns daran, ihn zu gehen?

Vielleicht liest Du demnächst bloß ein Evangelium aufmerksam unter dem Aspekt durch, wie Jesus gerade durch die Änderung der Blickrichtungen vieles in einen neuen Zusammenhang gebracht, mit einem anderen Sinn erfüllt und für eine ungeahnte Entwicklung geöffnet hat. Du wirst staunen – und hoffentlich begeistert sein, ab sofort da mitzumachen oder wieder damit anzufangen, wenn Du es ohnehin bereits praktiziert hast und es dann wieder aus Deinem Blickfeld verschwunden ist.

Gott will es! Will er es tatsächlich?

Vézelay – unvergesslich jeder der Besuche der auf einem Hügel in Burgund gelegenen und von weitem sichtbaren romanisch-gotischen Wallfahrtsbasilika mit der trotz der im Laufe der Jahrhunderte erlittenen Zerstörungen atemberaubenden Raumatmosphäre und der Fülle großartiger Steinmetzarbeiten. Ort und Kirche der hl. Magdalena, etwa in der Mitte eines der vier französischen Wege nach Santiago de Compostela gelegen, erlebten über die Jahrhunderte zwischen Aufstieg zu internationaler Berühmtheit und Abstieg bis zur Vernichtung vieles. Der Ort zählte einst um die 10.000 Einwohner, heute hat er nur noch um 400. Im Mittelalter machten Heerscharen von Wallfahrern nach Santiago de Compostela hier Station. Am 21. Juli 1120 brannte der Vorgängerbau ab und 1.200 Menschen kamen am Fest der hl. Magdalena in der Kirche unter der einstürzenden brennenden Holzdecke ums Leben. Die Hugenotten benützten das Kirchenschiff im 16. Jahrhundert als Reitbahn. Als Folge der Barbarei der Französischen Revolution, in der man viele Statuen verstümmelte und die Einrichtung verscherbelte, die Wallfahrten und das religiöse Interesse erloschen, stand man in der Mitte des 19. Jahrhunderts vor der Entscheidung: Abriss von Sainte Madeleine, das bereits fast zur Ruine geworden war, oder doch noch Rettung. Vieles war durch die Zerstörungswut und Vernachlässigung vergangener Jahrhunderte bereits für immer verloren. Doch der damals erst 26-jährige Architekt Viollet-le-Duc konnte der Basilika zwischen 1840-61 ihre ehemalige

Schönheit und Ausstrahlung wenigstens in etwa wiedergeben. Die Basilika von Vézelay ist seit 1979 UNESCO-Weltkulturerbe. Ihre Wiederherstellung gilt als Beginn der heutigen Denkmalpflege.

Uns könnte sie helfen, uns mit einigen wichtigen Fragen auseinanderzusetzen.

Am Ostersonntag, dem 31. März 1146 hatten sich um Vézelay an die 100.000 Soldaten und Bauern versammelt – mit Prominenz, dem französischen König Ludwig VII. mit Gemahlin Alienor und den Grafen von Flandern und Toulouse. Bernhard, der Abt von Clairvaux hielt als Vertreter von Papst Eugen III., der wegen politischer Konflikte in Rom unabhkömmlich war, auch aus eigener Begeisterung eine fulminante Rekrutierungspredigt, in der er für den zweiten Kreuzzug die bekannte Feststellung traf: „Gott will es!“ Den Erfolg beschreibt er selbst so: „Ich habe meinen Mund geöffnet und sogleich vermehrten sich die Kreuzritter ins Unendliche“.

Anfrage: Weil Gott es wollte? Oder doch eher aus anderweitig erklärbaren recht irdischen Ursachen?

In der Basilika steht eine Statue des predigenden Bernhard mit einem Schwert in seiner Rechten, dessen Spitze nach unten zeigt, sodass sich nach oben der Handgriff als Kreuz ergibt.

Der zweite Kreuzzug endete aus mehreren Gründen schließlich in einem Fiasko. Das war wohl nicht der Wille Gottes, wenn der Aufbruch tatsächlich sein Wille gewesen sein sollte.

1190 treffen sich in Vézelay der französische König Philipp II. und der englische König Richard Löwenherz zum dritten Kreuzzug. Bei dem mischte auch Österreichs Herzog Leopold V. mit, der dabei von Richard Löwenherz in seiner Ehre gekränkt wurde. Rache ist süß, sagt man, also setzte ihn Leopold V., als Richard Löwenherz verkleidet durch Österreich seinen Heimweg suchte, einfach fest. Die weitere Geschichte und wer dabei wozu Geschäfte machte, hatte wohl auch keinen himmlischen, sondern einen recht irdischen Hintergrund. Eine weitere Frage: Wenn Gott den Anfang wollte, inwieweit fällt dann das auf ihn zurück, was sich im Zusammenhang mit den Kreuzzügen alles ereignete? Schließlich ging es dabei nicht um ein Fußballspiel mit ein paar Ausschreitungen von Hooligans.

In der Basilika von Vézelay begegnet man aber einem einmaligen Kontrast zu dem angeblich kriegerischen Willen Gottes. Es gibt dort ein 900 Jahre altes Kapitell, das Jesus, den guten Hirten darstellt, wie er Judas, den er auch nach dem Verrat bei der letzten Begegnung noch mit „Freund“ anspricht, auf seinen Schultern trägt. Der Jesuit Christoph Wrembek schrieb dazu – und noch zu weiteren biblischen Begebenheiten und „Gleichnissen vom Verlorenen“ – ein Buch „Judas, der Freund – Du, der du Judas trägst nach Hause, trage auch mich“.

Damit landen wir bei wichtigen und wesentlichen weiteren Fragen. Was wollte Gott bereits angefangen von der Menschwerdung und dann weiter alles im Zusammenhang mit dem Leiden und dem Tod Jesu? Nachdem es für Jesus wie die Speise die maßgebliche Lebensgrundlage bedeutete, den Willen des Vaters zu erfüllen (vgl. Joh 4,34) und er auch im Ölgarten betete, es möge seines Vaters Wille geschehen, war dann auch die Kreuzigung Gottes Wille?

Oder war es vielmehr Gottes Wille, dass in und durch Jesus sich dessen und seine Liebe bis an die selbst für Gott äußerste Grenze der Selbsthingabe offenbarte? So wie es Johannes formuliert: „Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung.“ (Joh 13, 1)

Im Griechischen heißt es: eis telos. Das bedeutet beides: bis an Jesu äußerste Lebensgrenze und

bis an die äußerste ihm mögliche Intensitätsgrenze.

Es ist leicht verständlich, dass in beiden Bedeutungen für Jesus als Mensch mehr als Selbsthingabe bis in den Tod nicht möglich war. War es ihm in dieser bis ans Letztmögliche gehenden Liebe schließlich auch noch möglich, seinen Freund Judas nach Hause zu tragen?

Wie steht es aber im gesamten Zusammenhang mit dem Willen Gottes für sein Handeln?

Und wie steht es mit dem Willen Gottes in Bezug auf das menschliche Handeln?

Die Feststellung Bernhards in Vézelay „Gott will es!“ ist schließlich nicht der Anfang, sondern die Fortsetzung vieler kriegerischer Aufträge, die uns im Alten Testament geschildert werden – bis hin zu schlimmsten Massakern und Ausrottungen.

War da tatsächlich Gott der Auftraggeber oder handelte es sich eher um Projektionen von Menschen auf Gott? Instrumentalisierte man Gott zur Rechtfertigung eigenen verwerflichen Handelns? War es und ist es bei der Feststellung bzw. Behauptung „Gott will es nicht!“ nicht häufig ebenso?

Handelt es sich um den sich offenbarenden Gott oder eher um Gottesbilder, die Menschen sich von Gott machten und machen? Inwieweit handelt es sich also um menschliche kulturelle Vorstellungen und Übertragungen und nicht um Offenbarungen Gottes?

Wenn Du Dich näher für das Problem reichlich fragwürdiger bzw. mit ziemlicher Sicherheit projizierter Gottesbilder interessiert, findest Du Ausführliches u.a. in den beiden Büchern „Dämonische Gottesbilder – Ihre Entstehung, Entlarvung und Überwindung“ von Karl Frielingsdorf und „Dunkle Gottesbilder – Therapeutische Wege der Heilung“ von Helmut Jaschke. Es handelt sich bei diesen Gottesbildern um fragwürdige Vorstellungen oder „Glaubenswahrheiten“ von großer negativer Tragweite, durch die viel Unheil angerichtet wurde und wird.

Schauen wir uns zum Schluss noch auf ebener Erde den „christlichen“ Alltag an, der allerdings sehr wohl bis in die Kirchs Spitze hinaufreicht. Wie oft wurde und wird da in reichlich fragwürdiger Weise oder von Vornherein als

Manipulation durchschaubar der Wille Gottes für alles Mögliche herangezogen, um es scheinbar erklären zu können, es als gut oder schlecht zu bezeichnen, es zu rechtfertigen oder zu unterbinden, es als verbindlich festzulegen, es zu dürfen oder nicht zu dürfen, es zu erlauben oder verbieten, die eigene nicht in dieser Weise vorhandene Autorität zu untermauern usw. bis hin zur Festlegung des ewigen Heils bzw. der ewigen Verdammnis?

Vieles davon ist zwar bereits vor allem durch theologische und weitere wissenschaftliche Erkenntnisse im Archiv „Es-war-einmal“ gelandet, doch existiert noch immer vieles, wovon wir uns besser verabschieden sollten, als es weiter mitzuschleppen und es als Alibi u.a. zu verwenden.

Ob Du jemals nach Vézelay kommen wirst, wenn Du noch nie dort warst? Vielleicht sobald die Pandemie überwunden ist. Wir sind heute in einer im Vergleich zu früher bevorzugten Lage

und so findest Du ausführliche Bilderreihen, Videos und Artikel im Internet. Heute genügt zur Information ein Anklicken, wofür man sich früher Bücher beschaffen oder Reisen machen musste. Zu einem Erleben des Originals genügt es allerdings nicht.

Die Frage nach dem Willen Gottes beschäftigt viele Menschen gerade im Zusammenhang mit der Pandemie derzeit wieder mehr – und da kann es uns eine wichtige Hilfe sein, uns genauer damit zu beschäftigen, um nicht statt eines fundierten Wissens oder ehrlich zugegebenen Nichtwissens den diversen Meinungen ausgeliefert zu sein.

Was dazu in den verschiedenen sich als christlich oder katholisch verstehenden Medien seit dem Beginn der Pandemie zu hören und zu lesen war, zeigte und zeigt sehr deutlich, wie weit auseinander die einzelnen Vorstellungen und Interpretationen liegen. Da ist es allemal hilfreich, wenn man den Boden kennt, auf dem sie gewachsen sind.

Entschuldigung!?

Jede Sprache hat ihre besonderen Genauigkeiten und ebenso ihre Ungenauigkeiten. Man könnte nun meinen, dass dies nur von Bedeutung ist, wenn man sich in einer Fremdsprache verständigen soll, während man in der eigenen Muttersprache mehr oder weniger automatisch den richtigen Ausdruck für die beabsichtigte Mitteilung verwendet. Das ist leider oft nicht der Fall, bringt dann einiges durcheinander und führt zu Missverständnissen mit Folgen, die wir nicht auf die leichte Schulter nehmen sollten.

„Entschuldigung!“

Wie oft haben wir dieses Wort bereits ausgesprochen, wenn wir etwa unabsichtlich jemanden neben oder hinter uns angerempelt, versehentlich einen falschen Sitzplatz eingenommen, ungeschickt etwas angepatzt oder in der Eile jemanden übersehen oder bei einer überraschenden Begegnung dessen Namen verwechselt haben? Oder wenn uns wegen irgendeines Mangels Fehler unterlaufen sind oder uns etwas Peinliches passiert ist?

Wie haben die von uns um Entschuldigung Gebeten im „Normalfall“ reagiert?

Umgekehrt: Wie haben wir als um „Entschuldigung“ Gebetene darauf im „Normalfall“ reagiert?

Fragen dazu: Lag in all diesen Fällen überhaupt etwas vor, was uns schuldig werden ließ? Gab es daher etwas zu entschuldigen? In welcher Hinsicht war das jeweilige Verhalten des Gegenübers und unser eigenes Verhalten normal? Normal, weil es objektiv und subjektiv so richtig oder „normal“ weil es zwar falsch, doch ziemlich allgemein so üblich und so gewohnt war?

Faktum: Das Schuldigwerden setzt immer Wissen und Wollen voraus. Ein unbewusstes, unbedachtes und ungewolltes Verhalten und Handeln oder Nichthandeln kann von sich aus nicht schuldig machen. Deshalb ist das Wort „Entschuldigung!“ in solchen Fällen fehl am Platz. Wo keine Schuld vorliegt, bedarf es beim Verursacher keiner Bitte um Entschuldigung und beim Betroffenen keiner Schuldvergebung.

Unsere deutsche Sprache unterscheidet sehr genau, doch leider wird das zu wenig beachtet oder verschlampt.

Der richtige Ausdruck wäre in allen Fällen, in denen es sich um nicht bewusst und nicht absichtlich begangene Handlungen oder passierte Fehler handelt, die Bitte um Nachsicht. Diese Bitte steht einerseits ohne Herumgerede und Ausflüchte dazu, dass aus irgendeinem Mangel heraus ein Fehlverhalten geschehen ist, und ersucht das Gegenüber andererseits um das Zugeständnis, kein perfekter Mensch sein zu müssen und dem gegebenen Mangel oder dem geschehenen Fehler mit Toleranz zu begegnen, keine Vorwürfe zu erheben und darüber hinwegzusehen.

Wenn sich nach unbewussten und nicht gewollten Verhaltensweisen, Handlungen oder Unterlassungen Schuldgefühle einstellen, sind diese falsch und man sollte sie sofort ablegen. Werden sie einem von betroffener Seite suggeriert, sollte man sich auf jeden Fall dagegen wehren, die Sache klarstellen und falsche Beschuldigungen nicht schlucken, sonst gibt man mit einem vermuteten „wer schweigt, bekennt“ dem anderen das Gefühl, er habe einem zu Recht beschuldigt und habe daher ein Recht auf eine Entschuldigung.

Liegt ein schuldhaftes Verhalten, Handeln oder Nichthandeln vor, sollte man ebenfalls auf einer klaren Linie bleiben. Als Verursacher hat man sich ohne Wenn und Aber zu entschuldigen, tut aber gut daran, dem Gegenüber einerseits den eigenen Hintergrund und Zusammenhang aufzuzeigen, denn darauf kommt es oft mehr an als auf den Tatbestand selbst. Und andererseits sollte man das Gegenüber fragen, was man bei ihm ausgelöst hat. Bekanntlich können auf beiden Seiten das Wahrnehmen, Empfinden, Deuten, Beurteilen und damit auch die Folgen sehr weit auseinandergehen. Was für den einen – auf der Seite des Verursachers und des Betroffenen – und eine lächerliche Kleinigkeit darstellt und kaum der Rede wert ist, kann für den anderen eine arge Frechheit oder schwere Beleidigung bedeuten und eine bleibende Verletzung auslösen.

Ich denke, wir alle haben solche Situationen x-mal als Verursacher und als Betroffene erlebt, waren dann aus verschiedenen Gründen verlegen, ratlos, hilflos, verärgert, zornig usw.

und wenn es blöd herging, entwickelten sich daraus handfeste Streitigkeiten oder jahrelang sich dahinziehendes Beleidigtsein. Das alles kostet völlig unnötig vergeudete Energie, vor allem dann, wenn solche Vorkommnisse ungelöst verschleppt werden.

War eh nicht schlimm!

Zuletzt noch eine wichtige Bemerkung zu einem sehr häufig gemachten Fehler seitens des Betroffenen, sobald sich jemand für sein Schuldigwerden bei diesem entschuldigt. Auch diesen Fehler haben wir selbst sicher schon oft begangen. Wie oft antwortet der Betroffene mit einer lockeren Handbewegung und sagt: „Is scho recht, war eh net schlimm!“

Ist das die Wahrheit?

Es kann wahr sein und ist auch manchmal wahr, wenn der Betroffene es als „nicht der Rede wert“ erlebt hat. Oft ist es allerdings nicht die Wahrheit, eben dann, wenn es für ihn sehr wohl der Rede wert und bisweilen sogar sehr schlimm war.

Wahrheitsgemäß müsste daher der Betroffene in diesem Fall etwa so oder ähnlich antworten: „Danke, es freut mich, dass du kommst und dich entschuldigst, denn es hat mich schon einigermaßen verletzt.“ Oder: „OK, gut, dass du gekommen bist, ich habe mich wirklich geärgert und habe deswegen eine halbe Nacht nicht schlafen können.“

Man muss als Betroffener dem Verursacher, auch wenn es riskant ist, unbedingt bewusst machen, was er in einem durch sein Verhalten tatsächlich ausgelöst hat.

Spielt man die tatsächliche Wahrnehmung, Beurteilung und Wirkung herunter, gibt man damit dem anderen das Gefühl, sein schuldhaftes Verhalten, das einen sehr wohl verletzt hat, sei ohnehin harmlos gewesen. Damit erteilt man dem anderen eine Art Freibrief, derartiges schuldhaftes Verhalten nicht ernst nehmen zu müssen und legt damit selbst die schiefe Bahn für die nächste Entgleisung.

Vielleicht fragst Du nun, warum die Offenlegung der Wahrheit riskant ist und wir daher auf eine Entschuldigung oft so unwahr und verharmlosend reagieren. Dafür gibt es eine banale Erklärung aus einer bereits seit unserer Kindheit oft gemachten negativen Erfahrung.

Gibt man nämlich unumwunden und ehrlich zu, was das Verhalten des Gegenübers in einem an Verletzungen ausgelöst hat, bekommt man oft nicht eine aus Empathie und Mitgefühl hervorgehende Antwort wie etwa diese: „Das tut mir aber besonders leid, dass ich dich so verletzt habe.“ Sondern man empfängt statt eines ernst zu nehmenden Bedauerns prompt die nächste Watschen: „Ja wans d' so wehleidi bist!?“

Um solche oder ähnliche neue Verletzungen zu vermeiden, greifen wir zum Schwindeln – mit den vorher bereits geschilderten ungunstigen Folgen und der auf diese Weise unvermeidlichen

„Fortsetzung des bereits bekannten Films demnächst in diesem Kino...“

Die vielen bereits in der eigenen Familie und im nächsten Umfeld erlebten Szenen dieses „lehrreichen“ Films haben uns von frühester Kindheit an verbogen und da bekanntlich die Gewohnheit ein eisernes Hemd ist, können sich nur wenige später dieses Hemdes wieder vollständig entledigen. Befürchten wir eine weitere Verletzung, siegt gewöhnlich die falsche Reaktion über die richtige meist selbst dann, wenn der Kopf uns deutlich sagt, wir sollten den Mut zur Wahrheit beibehalten.

Unentschuldigbar!?! Unverzeihlich!?!

Die folgende Szene liegt schon lange zurück, bleibt aber unserer früheren Pfarrsekretärin und mir unvergesslich.

Um den Kontakt in der Pfarre zu verbessern und Wertschätzung zu zeigen, schickten wir allen Personen in unserer Pfarre, welche ab dem 65. Lebensjahr einen halbrunden oder runden Geburtstag feierten, einen Gratulationsbrief mit jeweils einem schönen Foto.

Wer selbst im Pfarrleben seiner eigenen Pfarre haupt- oder ehrenamtlich zu tun hat, weiß darum, dass einem da trotz Umsicht unversehens peinliche Fehler unterlaufen können.

Es passierte uns Folgendes:

Die offizielle diözesane Pfarrkartei wies bei einer alten Frau deren runden Geburtstag aus. Der Gratulationsbrief wurde geschrieben und rechtzeitig zwei Tage zuvor mit der Post zugeschickt.

Die betreffende Frau und ihre Familie waren uns unbekannt. Sie hatten keinen Bezug zur Pfarre.

Unmittelbar nach dem Erhalt des Gratulationsbriefes kam der Sohn der alten Frau wütend in die Pfarrkanzlei und machte uns heftigste Vorwürfe, wie wir uns eine solche Ungehörigkeit leisten konnten, seiner kurz zuvor verstorbenen Mutter noch einen Gratulationsbrief zu deren Geburtstag zu schicken. Dabei wiederholte er ständig, dass dieses Verhalten unentschuldigbar wäre.

Wir hatten seitens der Familie keine Nachricht zum Tod der Frau bekommen, es hatte uns auch

niemand aus der Nachbarschaft etwas mitgeteilt, seine Mutter war nicht auf unserem Friedhof begraben worden, es war uns auch keine Notiz in der Zeitung aufgefallen und in der diözesanen Pfarrkartei waren die Angaben wegen des erst kurze Zeit zurückliegenden Todesfalls noch nicht korrigiert. Wir handelten also guten Glaubens.

Die Pfarrsekretärin versuchte ihm in Ruhe klarzumachen, dass wir sehr wohl immer den aktuellen Stand zu berücksichtigen versuchen. Doch wenn wir dazu über kein eigenes Wissen und keine Mitteilung aus den Familien verfügen, sind wir eben stets auf die offizielle diözesane Pfarrkartei angewiesen. Dabei ist es unvermeidbar, dass unmittelbar zuvor sich ereignende Todesfälle dort noch nicht berücksichtigt sind.

Dann hätten wir uns eben zuvor erkundigen müssen!

Sie ersuchte ihn um Verständnis für das, was uns aus Unwissenheit passiert war und entschuldigte sich mehrmals. Ich versuchte dasselbe.

Doch er ließ weder unsere Erklärungen noch die Entschuldigungen gelten, sondern wiederholte nur seine Vorwürfe und betonte fortlaufend, dass unser Tun unentschuldigbar wäre.

All unser Bemühen um Einsicht und Nachsicht bezüglich unseres Handelns aus Unwissenheit lief ins Leere. Schließlich verließ er nach wie vor wütend grußlos die Pfarrkanzlei, ließ uns ratlos zurück und – so könnte man wie bei

einem Märchen enden – ward seither niemals mehr gesehen.

Fällt Dir an dem Erlebnis einiges auf?

Ich überlasse es Dir selbst, aus der eigenen Erfahrung mit ähnlichen Vorkommnissen darüber nachzudenken.

Nur auf zwei Punkte gehe ich ein.

Meine Pfarrsekretärin und ich begingen denselben Fehler, den ich vorhin aufzeigte. Wir entschuldigten uns für etwas, woran wir keine Schuld hatten, denn nichts von allem, was uns als Schuld angekreidet wurde, war wissentlich und willentlich geschehen. Der wütende Mann hatte deshalb mit seiner unbeirraren Feststellung dem Wortlaut nach Recht, denn nachdem unser Handeln in keiner Weise schuldbar war, konnte dafür weder etwas entschuldigt noch verziehen werden. Es war der Sache und unserer Verantwortung nach tatsächlich unentschuldbar und unverzeihlich.

Wir hätten uns daher von vornherein nicht entschuldigen, sondern nur um seine Nachsicht bitten sollen. Man sollte zuerst denken und dann reden oder handeln und man sollte nicht der Angst vor einer weiteren Eskalation nachgeben und über einen falschen Weg zu einem guten Ergebnis zu kommen versuchen. Mit einer Entschuldigung für nicht Verschuldetes gibt man dem Beschuldiger zumindest das Gefühl, er habe einen zu Recht beschuldigt. Wahrheit und Gerechtigkeit gehen dabei zusammen mit der Möglichkeit des Anstoßens eines Umdenkens und anderen Verhaltens unter.

Das besonders Erschreckende ist allerdings, dass nicht nur der Mann das Wort unentschuldbar ohne jede Einsicht verwendete, absolut unbelehrbar blieb und uns damit in das seiner Ansicht nach Gewesene unentrinnbar einsperrte, sondern dass es privat und öffentlich von immer mehr Menschen mit denselben Folgen immer häufiger mündlich und schriftlich gebraucht wird. Und dies für Aussagen, Handlungen oder Geschehnisse, die bisweilen nicht einmal schuldhaft oder wenn schuldhaft, dennoch keineswegs unentschuldbar und damit auch unverzeihlich sind.

Es handelt sich dabei offensichtlich um eine Begleiterscheinung anderer gesellschaftlicher Veränderungen – z.B. des zunehmenden

Perfektionismus und einer sich weiter ausbreitenden Abschiebeogesellschaft, in der eigene Verantwortung auf andere verschoben und dann folgerichtig auch die Ursache für Fehler oder die Schuld an Verfehlungen bei den anderen und nicht bei sich selbst gesucht wird. Bei immer weiterer Ausbreitung eines solchen Verhaltens werden immer mehr Menschen in ihren scheinbaren oder wirklichen Fehlern und Verfehlungen über den Tod hinaus eingesperrt und es werden alle Brücken zu einem wiederhergestellten Miteinander abgebrochen. Beide Worte zeigen allerdings nicht zuerst ein Faktum im scheinbar oder wirklich Versagenden oder Schuldigen auf, sondern offenbaren im Beschuldiger eine Einstellung bzw. einen Zustand, den Jesus als etwas vom Schlimmsten und Gottwidrigsten beim Menschen gebrandmarkt hat – die eigene Herzensverhärtung und das Beharren auf der Verweigerung, Mitmenschen mit Nachsicht zu begegnen, ihnen zu vergeben und einen Neubeginn zu ermöglichen.

Jemand, der auf seiner Anklage der Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit bestehen bleibt, stellt sich diametral gegen das bereits im AT gezeigte Handeln Gottes. Der Prophet Jesaja beginnt seine Schrift mit einer tiefen Klage und schwerwiegenden Anklage Gottes gegen das sündige Volk, die allerdings nicht im Abbruch der Beziehung enden, sondern in der entgegengesetzten großherzigen Zusage: „Wären eure Sünden auch rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee. Wären sie rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle.“ (Jes 1,18)

Das Beharren auf Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit richtet gegen das ausdrückliche und von Jesus immer wieder betonte und vorgelebte Wollen Gottes, wie Menschen miteinander in Bezug auf Fehlverhalten und Schuld umzugehen haben. Jesus selbst hat keinen Menschen an seine Schuld gebunden, auch nicht Judas und nicht einmal jene, die ihn ans Kreuz gebracht hatten, also nicht einmal an schwerste Schuld. Für ihn gibt es keine Schuld, die Gott nicht vergeben kann oder nicht vergeben will, und auch keine, die Menschen einander nicht vergeben könnten und auch vergeben sollten. Die Menschwerdung des

lebendigen Wortes Gottes geschah schließlich nicht nur, doch wesentlich auch zur Erlösung der Menschheit aus ihrer Schuld.

Vielleicht wendest Du jetzt die Bemerkung Jesu bei Mt 12, 31f ein, nach der eine „Lästerung gegen den Heiligen Geist“ nicht vergeben wird, „weder in dieser noch in der zukünftigen Welt“. Sie kann deshalb nicht vergeben werden, weil es sich dabei um die radikale, völlige und bis in den Tod fortgesetzte endgültige Verweigerung des Schuldigen dem erbarmenden Gott gegenüber handelt. Ich habe dies oft so veranschaulicht: Einem Menschen, der bewusst in vollständiger Verweigerung, Unversöhnlichkeit und Unbußfertigkeit die Faust ballt und mit nichts dazu zu bewegen ist, sie zu lösen, kann weder ein Mensch noch Gott die Hand reichen. Die Ursache der Unmöglichkeit der Vergebung liegt daher allein beim sich bis zuletzt der Vergebung verweigernden Schuldigen.

Ist es jenen, welche auch als „Christen“ Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit heute schon bei bloß menschlichen Schlagseiten, Unvollkommenheiten, Unüberlegtheiten, Dummheiten, Fehlern und erst recht bei nachträglich oft zutiefst bereuten tatsächlichen Vergehen anwenden, bewusst, dass man dann in logischer Konsequenz nicht bloß ein paar, sondern eine ganze Menge Seliger und Heiliger auf der Stelle aus dem Register streichen müsste?

Wenn Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit gelten, wie kommen dann z.B. ein Meineidiger wie Petrus und ein Mordbeteiligter wie Paulus ins Heiligenregister?

Wie wäre es mit der Jesusbewegung weitergegangen, hätte Jesus zu Petrus nach seiner Auferstehung gesagt: „Dein Verhalten bei meiner Verurteilung ist unentschuldig und unverzeihlich!“?

Jesus sagte aber zu Petrus: „Liebst du mich?“ Von einem Nachtragen, Aufrechnen oder gar von Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit und damit Festnageln auf die Verfehlung war nicht im Geringsten die Rede.

Sein Blick galt nicht der schief gegangenen und tatsächlich schuldbelasteten Vergangenheit des Petrus, die nicht mehr ungeschehen zu machen, sondern seiner Zukunft, die neu zu gestalten war.

Jesus verstand sich als die Tür in der Trennmauer zwischen dem sündigen Menschen und Gott und als Türöffner zu Gott und nicht als die Mauer zwischen dem versagenden und sündigenden Menschen und Gott oder als der Türverriegler. Er sah sich nicht als neuer Engel mit dem Schwert vor dem verschlossenen Paradies. Er kam nicht, wie er betonte, um Gerechte zu berufen, sondern Sünder, also um ausgerechnet Menschen, die Dreck am Stecken hatten, nicht auf diesen Dreck festzunageln, sondern mit ihnen für die gesamte Menschheit eine neue Befreiungsbewegung aufzubauen. Karl Herbst bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt, Jesus sei als „Lumpensammler“ gekommen.

Er schrieb den Saulus wegen seines aus kurzzeitigem Fanatismus erfolgten Schuldigerwerdens durch die Drangsalierung Unschuldiger und das Einverständnis mit der Ermordung des Stephanus nicht ab, sondern sah gerade in ihm den geeigneten Mann für die Ausbreitung seiner Bewegung. So konnte sich die Schuld des Saulus später nicht als behindernde und ausschließende Altlast, sondern als zu immer tieferer Liebe antreibende Kraft auswirken.

Lange zuvor hatte Gott weder dem Mose, der einen Ägypter erschlagen, noch David, der mit Batseba Ehebruch begangen und deren edlen Gatten Urija in den Tod geschickt hatte, für ihr Tun Unentschuldbarkeit und Unverzeihlichkeit bescheinigt und sie verworfen.

Welch große Zahl von Seligen und Heiligen, von Frauen und Männern, hatten neben ihrer Glanzseite auch eine dunkle Schattenseite, wie viele ein alles andere als beispielhaftes Vorleben? Bei vielen gab es auch in ihrem weiteren Leben Erhebliches zu entschuldigen und zu verzeihen – vonseiten Gottes und vonseiten ihrer Mitmenschen. Und sie selbst wären unter Umständen physisch und psychisch krank geworden, hätten sie sich selbst in Unentschuldbarem und Unverzeihlichem festgenagelt und sich nicht auch selbst verziehen.

Das Großartigste an vielen heute als Selige und Heilige verehrten Menschen war und ist die Tatsache, dass Gott auch aus dem größten Versager und Sünder ein wunderbares Denkmal seiner Zuwendung, Liebe und Barmherzigkeit

machen konnte und kann und es auch unzählige Male machte und macht.

Diesem Vorhaben Gottes sollten wir uns ohne Wenn und Aber anschließen und uns keinesfalls zur engstirnigen, kleinlichen und selbstgerechten Festlegung auf ein Unentschuldigbar und Unverzeihlich verleiten lassen.

Vielleicht fragst Du Dich, aus welchem Grund ich auf dieses Thema so entschieden eingehe.

Wenn Du zur älteren Generation gehörst und es erlebt hast oder als jüngerer Mensch geschichtlich interessiert bist, sind Dir die gesellschaftlichen Veränderungen auf allen Gebieten in den vergangenen Jahrzehnten sicher bewusst. Auch die tiefgreifenden Veränderungen im religiösen und kirchlichen Bereich sind Dir sicher nicht verborgen geblieben und damit auch nicht der Umgang mit Fehlern und Fehlverhalten, das Übergehen und Aufdecken, das Nachsehen und Aufrechnen, das Vergeben und Festnageln usw.

Es handelt sich wieder einmal um den schon oft angeführten Prozess, angefangen damit, wie jemand sich selbst und die Welt um sich wahrnimmt bzw. wie jemand und etwas von anderen wahrgenommen wird, und wie danach die weiteren Etappen vom Einfluss der Sichtweisen über das Deuten, Beurteilen, Bedeutung geben bis hin zu den Auswirkungen sich entwickeln.

All das erfolgt nie ohne innere und äußere Beeinflussung. In der gesellschaftlichen Entwicklung bleibt es nie bei einer für immer ganzheitlich alles berücksichtigenden Mitte,

sondern das Pendel bleibt stets in Bewegung und schlägt häufig von einem Extrem ins andere aus. Damit ergeben sich unter anderem Schlagseiten zwischen falsch verstandener und ausgeübter Duldsamkeit und Unduldsamkeit, Toleranz und Intoleranz, Vertuschen und Aufdecken, Großzügigkeit und Kleinlichkeit, Freiheit und Zwang, Eigenverantwortung und Bevormundung usw.

Und dabei geht allzu leicht gerade das Wesentliche, sachlich und persönlich möglichst umfassend Heilbringende, Gegensätzliches Überbrückende, Verfeindetes Versöhnende, Gegner Zusammenführende usw., also das positiv Schöpferische und neue Chancen Eröffnende unter.

Bei allem wäre zu berücksichtigen: cui bonum? Dem allgemeinen und umfassenden Sinn nach: Wem bringt es Gutes? Wem tut es gut?

Dazu aber auch: Wer nützt das wofür aus, um es zu seinem Vorteil zu verwenden? Und wie wird dann im Handumdrehen aus an sich Richtigem Falsches und aus Gutgemeintem Böses?

Damit landen wir mitten in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen auf fast allen Gebieten. Die Coronavirus-Pandemie deckt da vieles auf – und die auf die Menschheit rasch zukommenden noch viel größeren Probleme des Klimawandels werden noch weit mehr aufdecken und in Frage stellen.

Bleibt zu hoffen, dass die richtigen Fragen zu richtigen Antworten und diese zu richtigen Entscheidungen und richtigem Handeln führen.

Unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld

Hat Jesus die beiden Bitten rein zufällig hintereinander gereiht oder absichtlich?

Beweisen kann ich Dir weder seine Absichtslosigkeit noch seine Absicht. Doch gibt es aus mehreren Gründen die berechtigte Annahme, dass er die Reihung absichtlich vorgenommen hat.

Dazu müssen wir uns zuerst genauer ansehen, ob Jesus die Bitte im Vaterunser um das tägliche Brot tatsächlich so verstanden hat, wie wir sie gewöhnlich verstehen, nämlich als Bitte um das unseren täglichen leiblichen Hunger stillende

Brot oder tiefer. Schließlich hat er sich selbst in der großen eucharistischen Rede in Kafarnaum als das Brot vom Himmel bezeichnet, als das ihn der Vater uns gibt (vgl. Joh 6, 22-59 bzw. 71).

Er beginnt seine Rede mit einer Unterscheidung: Die Menschen sollten sich nicht um die den Leib satt machende, aber verderbliche Speise bemühen, die er ihnen bei der vorausgehenden Speisung gegeben hatte, sondern um „die Speise, die für das ewige Leben bleibt, und die der Menschensohn euch geben wird“ (Joh 6, 27).

Die Leute verweisen ihn daraufhin auf das Manna in der Wüste als Brot vom Himmel.

Jesus korrigiert und führt sie weiter zu einem anderen Brot vom Himmel, das der Vater gibt, und dieses Brot „gibt der Welt das Leben“ (Joh 6,33).

Die Zuhörenden verstehen ihn immer noch nicht und meinen, es handle sich wieder um eine wunderbare Nahrung, für deren Erzeugung sie sich nicht mehr selbst anzustrengen hätten, weil sie ihnen ähnlich wie das Manna zufallen würde.

Daraufhin korrigiert Jesus ihre Vorstellung nochmals und führt sie wieder einen Schritt weiter: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben“ (Joh 6,34)

Bereits aus diesen wenigen Sätzen geht hervor, dass es Jesus in Kafarnaum nicht um ETWAS, das materielle Brot, sondern um IHN, um seine Person geht, denn ER ist die eigentliche Gabe Gottes an die Menschheit.

In seinen weiteren Ausführungen wird es immer deutlicher, dass mit dem Brot des Lebens nur ER selbst gemeint sein kann, denn nur in und durch Jesus kann sich die Verheißung erfüllen „wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben“ (Joh 6,51)

Mit Fleisch und Blut meint er nicht etwas, sondern SICH als Person im Ganzen, denn „wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm... so wird jeder, der mich isst, durch mich leben“ (Joh 6, 56f).

Schließlich lässt er es bei der Auseinandersetzung zu diesen Worten darauf ankommen, dass ihn auch sein engster Kreis verlässt und seine erst am Anfang stehende Bewegung von vornherein zu scheitern droht.

Darum ist es sicher nicht an den Haaren herbeigezogen, wenn man in der Vaterunser-Bitte Tieferes sieht als bloß die Bitte um das täglich benötigte, den leiblichen Hunger stillende und das leibliche Leben erhaltende materielle Brot.

Außerdem geht es beim Reden und Handeln Jesu stets um das „Reich Gottes“, die „Gottesherrschaft“, wie es Markus in den ersten Sätzen zur Verkündigung Jesu auf den Punkt bringt. (Mk 1,15)

Der deutsche Philosoph und Theologe Eckhard Nordhofen hat in einem Kapitel in seinem Buch „Corpora – Die anarchische Kraft des Monotheismus“ (Seite 229 bis 263) einiges zur Bitte um das tägliche Brot und um die Schuldvergebung näher ausgeführt. Allerdings sind zum Verständnis einige biblische, sprachliche und theologische Fachkenntnisse nötig.

Darin weist er darauf hin, dass Jesus in der Bergpredigt die Anweisung gibt, sich beim Gebet nicht wie die Heiden zu verhalten, Gott gegenüber nicht viele Worte zu machen und offensichtlich auch nicht um das für das leibliche Leben Selbstverständliche zu bitten, sondern um darüber Hinausgehendes, „denn euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet“ (Mt 6, 8)

Dass Jesus mit dem Lebensmittel Brot mehr im Sinn hat als nur das materielle Brot, zeigt sich beim Geschehen am Jakobsbrunnen, wo er das Lebensmittel Wasser der Frau gegenüber ebenfalls auf eine höhere Stufe hebt und mit einem neuen Sinn erfüllt: „Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht, und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken! Dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben... wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt“ (Joh 4,10-14)

Es liegt also nahe, mit der Bitte um das „tägliche Brot“ Gott ähnlich wie bei der Bitte um „lebendiges Wasser“ um wesentlich Anderes und mehr zu bitten als bloß um das den Leib erhaltende materielle Brot, eben um Jesus selbst als das für uns täglich nötige „lebendige Brot“, das „ewiges Leben gibt“.

Die nächste Bitte im Vater unser wurde von Jesus ebenso kaum zufällig an die vorausgehende angefügt, sondern erfolgt in logischer Konsequenz. Denken wir an die im Schöpfungsbericht erzählte Urversuchung des Menschen zu werden wie Gott. Es liegt nahe, dass der Mensch durch das Trinken des lebendigen Wassers und das Essen des Lebensbrotes sich in eine ähnliche Illusion wie im

Paradies versteigt, weshalb ihm seine Sündhaftigkeit und Vergebungsbedürftigkeit und die Verpflichtung zur eigenen Vergebung bewusst bleiben muss.

Eckhard Nordhofen schreibt daher: „Die Einsicht, dass ich Sünder bin, der auf Vergebung angewiesen ist, betrifft zunächst die Beziehung zu Gott, der mir vergeben möge. Wir bleiben in der Gedankenspur: Wo sein Königtum anbricht und sein Wille geschieht, wo das himmlische Brot nährt, versteht es sich von selbst, dass die Vergebung, die **ich** nötig habe, auch den Mitmenschen zuteil werden muss, die **meine** Vergebung nötig haben: „wie wir vergeben haben“. Das ist die erste Voraussetzung, die in der Bitte selbst ausgesprochen ist.“ (Seite 257)

Wenn Du aufmerksam gelesen hast, ist Dir wohl aufgefallen, dass Nordhofen in die Bitte im Vater unser ein Wort dazuschreibt, das über den uns gewohnten Text des Vaterunser hinausgeht: **haben!**

Ist es nicht sonderbar, dass man im offiziellen allgemeinen und liturgischen Text des Vaterunser nicht die Fassung mit der bereits erfolgten eigenen Vergebung den Mitmenschen gegenüber aufgenommen hat, die Matthäus überliefert (Mt 6,12), sondern in Anlehnung an den Text von Lukas (Lk 11, 4) die zeitlich unbestimmte Form verwendet wurde? Damit bleibt sie zwar als eine Bedingung bestehen, muss aber der erbetenen Vergebung durch Gott nicht mehr vorausgehen. Das verursacht in der Umsetzung im Alltag einen großen Unterschied, denn in welchem Zeitraum ist sie dann zu leisten, wie lange darf ich den, dem ich vergeben soll, auf die Vergebung warten lassen und sie ihm vorenthalten? Wie oft wird sie

dadurch so lange aufgeschoben, bis man sie vergisst oder sie aus irgendeinem Grund (etwa wegen des unerwarteten eigenen Todes oder des Todes des auf die Vergebung Wartenden) nicht mehr möglich ist?

In der seelsorglichen Praxis bin ich oft vor diesem Problem gestanden.

Wird damit nicht einfach die klare Forderung Jesu übergangen, die kurz vor dem Gebet des Vaterunser in drastischer Form verlangt, sogar die Opfertiere vor dem Altar liegen zu lassen, sich zuerst zu versöhnen und dann erst Gott zu opfern? (Mt 5, 23f)

Man muss sich das lebendig vorstellen: Die Opfertiere vor dem Altar war schließlich ein geschlachtetes Tier und der Mensch, mit dem man sich vor dem Opfern noch versöhnen sollte, wohnte womöglich in Galiläa, sodass man hin und zurück ein paar Tage unterwegs sein musste und die Opfertiere inzwischen zu verwesen begann. Das stellte eine aus mehreren Gründen unerfüllbare Herausforderung dar. Wenn Jesus etwas mit einer derart drastischen Formulierung verlangte, war es offensichtlich etwas Unerlässliches und nicht bloß etwas, was man halt auch zu tun oder irgendwann einmal nachzuholen hatte.

Ich überlasse es Dir, Die beiden Vaterunser-Bitten im Sinn der vorausgehenden Darlegungen zu überdenken und die im Vergleich zur gewohnten Sichtweise wesentlich anderen, tieferen und weitreichenderen Folgen zu entdecken. Sie in dem Sinn zu beten und sich nach dem zu richten, wie es Jesus offensichtlich verstanden hat, würde vieles in unserem Leben, im Leben der Kirche und auch in der Gesellschaft sehr positiv verändern.

Die Einbildungen folgenlos Schuld und Schulden anhäufen zu können

Einbildungen sind in beinahe unendlicher Vielfalt auf allen Gebieten allgemein verbreitet. Die Ursachen für sie sind unzählbar und die Auswirkungen ebenfalls. Sie bringen einen sowohl zum Lachen als auch zum Weinen, sie beruhigen und regen auf, sie machen blind für tatsächliche Gefahren und malen schon bei Harmlosigkeiten den Teufel an die Wand, sie mobilisieren den Wettlauf um Sinn- und

Wertloses und lassen Wesentliches verschlafen etc. etc. Sie richten hin und hin Schaden an, führen aber auf Umwegen auch zu überraschenden Entdeckungen und erweisen sich oft als eine durchaus erfolgreiche Überlebensstrategie. Gelegentlich gelten sie als die neunte Seligkeit. Alles in allem ist es ratsam, sie bei sich selbst und allgemein nicht unbeachtet zu lassen.

Ich lege Dir zum Nachdenken und genaueren Hinschauen nur die Einbildungen vor, folgenlos Schuld und Schulden anhäufen zu können. Beide haben sich in etwa evolutionär beim Menschen mitentwickelt und ausgeweitet, sind daher stets aktuell und werden es trotz aller katastrophalen Auswirkungen bleiben. Der menschliche Lernprozess wird sich trotz aller negativen Erfahrungen im Kleinen wie im Großen auf bescheidenem Niveau halten. Zu meinen, es würde sich grundlegend und entscheidend eine weitreichende Überwindung dieser beiden Einbildungen ergeben, ist und bleibt wohl selbst eine Einbildung. Das ist keine Anwendung von Pessimismus, sondern das Ergebnis nüchterner Beobachtung. Eher als große Hoffnung auf eine allgemeine positive Evolution gilt die bekannte Feststellung von Alighieri Dante: „Lasciate ogni speranza“ – lasst alle Hoffnung fahren. Aber gerade deswegen gilt auch die Grundlage Ciceros: „Ceterum censeo“ – dennoch bin ich überzeugt. Trotz allem sollten wir davon überzeugt sein, dass es sehr wohl sinnvoll und erforderlich ist, weder bei sich selbst noch sonst diesen beiden Einbildungen auf den Leim zu gehen. Wir sollten sie nicht einfach hinnehmen, sondern ihre Folgen beachten, sie aufdecken und im privaten wie im öffentlichen Bereich bewusst entgegengesetzt handeln.

Anlässe, auf das bedenkenlose Anhäufen von Schuld und Schulden zurückzublicken oder derartige Vorgänge in der Gegenwart in den Blick zu nehmen, gibt es jederzeit. Die Anlässe und Umstände für dieses Anhäufen ändern und ändern sich, aber am Vorgang selbst ändert sich im Prinzip nichts.

Weil dieses Problem ohnehin angefangen vom Einzelnen bis zu den Staaten allgegenwärtig ist, genügt wohl Deine eigene Erinnerung an bereits Geschehenes und ein Hinweis zu laufend Geschehendem.

Dass überall im Kleinen wie im Großen viel an Schuld einfach liegen bleibt, ist Tatsache. Je leichter und je öfter es möglich ist, ungeschoren davonzukommen, desto verlockender und verführerischer wird und desto leichtfertiger erfolgt das Sich-hinweg-setzen über Gebotenes und Verbotenes und damit das scheinbar

folgenlose Anhäufen von Schuld. Wenn zudem der Glaube daran schwindet, dass man zumindest nach dem Tod einem unbestechlichen Richter begegnen wird, kommt es nur noch darauf an, es so schlau wie möglich anzugehen, perfekt zu täuschen und sich nicht erwischen zu lassen. Doch was ist, wenn man dabei vom Anfang bis zum Ende einer Einbildung und Selbsttäuschung aufsitzt?

Beim Anhäufen von Schulden läuft die Sache zwar vielfach anders, aber dass es folgenlos bliebe, gehört ebenso in das Gebiet von Einbildung, Selbsttäuschung und Täuschung. Daran mögen wiederum vom Einzelnen bis hinauf in die Regierungen alle denken, die sich auf irgendeine Folgenlosigkeit ausreden und sie womöglich sogar glauben.

Es möge uns auch in den derzeitigen Herausforderungen zu denken geben.

Um das durch die Coronapandemie bedrohte Gewohnte – die „frühere Normalität“ – wenigstens weitgehend erhalten, die Gemüter der Fordernden beruhigen und möglichst bald in die „frühere Normalität“ zurückkehren zu können, werden riesige Summen ausgegeben und immer höhere Schulden angehäuft. Diesen Ausgaben stehen nämlich zusätzlich auf der Gegenseite teils stark sinkende Steuereinnahmen gegenüber, sodass sich aus der zweifachen Ursache ein rasch wachsender Schuldenberg ergibt. Zum Teil geht es nicht anders, wenn man einen wirtschaftlichen Zusammenbruch verhindern und schwere soziale und psychosomatische Schäden vermeiden will. Doch fragt es sich, wie weit sich der Bogen überspannen lässt.

Unbegrenzt? Sicher nicht.

Folgenlos? Sicher auch nicht. Sich der wegen ihrer Höhe von den Verursachern nicht mehr rückzahlbaren Schulden zu entledigen geht zwar anders als bei moralischer Schuld, doch eben wiederum nicht ohne Folgen. Ich denke, dass wir uns auch als „kleine Fische“ Gedanken dazu und einen Rückblick in die Geschichte machen sollten. Das Problem ist schließlich nicht neu, doch die Einbildung, dass uns dennoch die Quadratur des Kreises gelingt, erschafft sich selbst immer wieder von Neuem – mit den unweigerlich damit grundgelegten vielfältigen Folgen. Freilich mit recht

unterschiedlichen Folgen, vielleicht verzögert erst für die kommende Generation und weitere Generationen.

Es war z.B. schon so, dass die Sparer betrübt ihre Ersparnisse verloren haben und die Schuldenmacher gar nicht betrübt ihre Schulden. Na und?

Es kommen zwar viele endgültig unter die Räder, aber es gibt auch Gewinner und verlorene Vermögenswerte lassen sich wenigstens teilweise wieder aufbauen. Ja

gerade deren Verlust kann sogar eine Art Mehrwert schaffen, wie das Wirtschaftswunder nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt hat.

Doch wie schauen die Folgen der Einbildungen von folgenloser Schuld der Erde und kommenden Generationen gegenüber und folgenlosem Leben auf Kosten der kommenden Generationen beim Klima aus?

Da ist bereits jetzt vieles, was kommende Generationen auszubaden haben werden, unumkehrbar im Laufen. Auch: Na und?

Wutbürger – Wut auf was, auf wen, warum?

Es steht uns als menschlichen Individuen eine ganze Palette an passablen und sogar vorzüglichen Entwicklungsmöglichkeiten offen – vor allem uns, die wir wenigstens zum größten Teil das Glück hatten und haben, auf einem mehrfach begünstigten Fleckchen der Erde geboren zu sein.

Fr. Santhosh aus Bangalore hat bei seinen Aufenthalten bei uns bereits oft, vor allem dann, wenn er das verbreitete Jammern auf hohem Niveau mitbekam, mit einiger Verwunderung festgestellt: „Ihr lebt im Paradies und merkt es gar nicht!“

Wer sich zum Wutbürger berufen fühlt, möge sich vor seiner beabsichtigten Laufbahn einige Gedanken dazu machen, auf was oder auf wen er aus welchen Gründen, in welchem Zusammenhang, in welcher Absicht, mit welcher Zielsetzung in vernünftiger und berechtigter Weise seine Wut aufbauen und auslassen könnte, dürfte, sollte oder müsste.

Dabei ist zu beachten, dass Wut eine in bestimmten Situationen normale, verständliche und im gewissen Rahmen hilfreiche Reaktion auf Hilflosigkeit, Ohnmacht und Ausgeliefertsein darstellt. Sie ist auch eine mögliche Antwort auf Kränkungen verschiedener Art. Was kränkt, macht krank, heißt es zu Recht. Um dem Krank-gemacht-werden und Schlamassel zu begegnen oder wieder aus ihm herauszukommen, dazu eignet sich Wut sicher besser als Resignation und Lethargie, denn sie aktiviert und setzt auf Gegenwehr statt auf Aufgeben.

Der Wütende möge sich selbst dabei als Zielobjekt der Wut nicht übersehen oder

übergehen, denn recht häufig handelt es sich in Bezug auf das „Ich (oder wir) und die Anderen“ bei der Wut bloß um eine Projektion des eigenen inneren Schweinhundes auf eben diese Anderen.

Da Wut bekanntlich recht ansteckend ist, wäre es auch vonnöten, sich vor dem Wutausbruch genauer mit den „Infektionsprozessen“ und deren Folgen zu befassen, wenn man schon meint, sie unbedingt auslösen zu müssen.

So manche berechtigte Demonstration von in ihrem Ausgeliefertsein verständlich Wütenden wurde und wird sofort von Leuten ganz anderer Ansichten und Absichten für ihre bis ins Kriminelle reichenden destruktiven Zwecke instrumentalisiert und rasch findet sich der im rechtlichen Rahmen Befreiung Suchende als Helfershelfer von Asozialen verschiedenster Sorte wieder.

Vielleicht trägt ein Blick auf Donald Trump & Co etwas dazu bei, solche Infektions- und Instrumentalisierungsprozesse samt ihren unter Umständen irreversiblen Schäden vorher genauer anzusehen und danach sich doch lieber um Mäßigung zu bemühen und dem nüchternen Hausverstand die Zügel zu übergeben.

Wir erleben Ähnliches auch innerkirchlich mit Aufrufen zum Ungehorsam, wenn noch so berechtigte und bereits jahrzehntelang geordnet vorgebrachte Bitten zu keinerlei Einsehen der Entscheidungsträger und zu längst fälligen Reformen geführt haben. Manchmal ist es der einzige noch verbleibende Weg, um der verständlichen Wut Luft zu machen, statt alles hinzuschmeißen. Wer über etwas noch wütend

werden kann, zeigt damit schließlich auch, dass ihm an der Sache bzw. an einem Menschen noch etwas liegt, ihm die Ursachen des Notstandes nicht egal sind und er eine Änderung zum Besseren ersehnt. Auch Jesus wurde gelegentlich wütend wegen der Unbelehrbarkeit und Sturheit, mit der ihm manche Kreise begegneten – eben auch aus seiner Hilflosigkeit heraus, die sich aus ihrer Verweigerung ergab.

Paulus wurde wütend auf Petrus, weil er sich in Antiochia aus Feigheit den aus dem Heidentum kommenden Christen gegenüber doppelbödig verhielt. Er wurde wütend auf die Galater, weil sie sich von – heute würden wir sagen den

Ewiggestrigen – die Freiheit in Christus, die ihm so viel bedeutete, wieder ausreden ließen. Wut kann viele Ursachen, Gesichter und Auswirkungen haben.

Wut kann sich sehr negativ auswirken, ist aber grundsätzlich nicht nur negativ zu sehen. Sie kann ebenso eine positive Energie freisetzen. Sie kann einerseits die letzte noch verbleibende Möglichkeit bedeuten, Hilflosigkeit nach außen bewusst zu machen, endlich Bewegung in Erstarrtes hineinzubringen oder Ohnmacht aufzubrechen und andererseits den Selbststand zu wahren, sich nicht selbst oder die eigenen Werte aufzugeben und nicht einfach widerstandslos unterzugehen.

Kann heute belanglos oder sogar in Ordnung sein, was gestern noch Sünde war?

Ja, das kann sein – oder auch nicht.

Vor allem aus zwei Ursachen können solche Veränderungen geschehen, aus der Kulturgebundenheit und aus der Weiterentwicklung jeder Religion, selbstverständlich auch der jüdischen und der christlichen.

In den Rundbriefen habe ich bereits des Öfteren darauf hingewiesen, dass es keine Religion außerhalb jeder Kultur gibt, dass jede Religion einerseits aus dem kulturellen Umfeld erwachsen ist, andererseits sich mehr oder weniger in bestehende Kulturen inkulturieren musste. Daher beeinflusst jede Religion nicht nur die jeweilige Kultur, sondern wird umgekehrt auch von der Kultur, in der sie entstanden ist oder in die sie sich inkulturierte, stark beeinflusst.

In der Apostelgeschichte werden uns einige Ereignisse dazu berichtet, was maßgebliche Veränderungen ausgelöst hat, wie sie sich vollzogen und wozu sie geführt haben.

Da lesen wir z.B. von der Vision des Apostels Petrus in Joppe (Apg 10, 9-23a). Für Petrus als nach wie vor dem jüdischen Gesetz verbundenen Juden war es undenkbar, sich einfach über die geltenden kultischen Reinheitsgesetze hinwegzusetzen, obwohl er beim Wandern mit Jesus bereits mehrfach Zeuge davon geworden war, wie Jesus diese strengen Gebote und Verbote außer Acht ließ bzw. sie von der Veräußerlichung wieder auf ihren eigentlichen Sinn rückführte.

Es bedurfte offensichtlich einer eigenen Vision, um ihn aus dem Bisherigen zu lösen und ihn für den „neuen Weg“ zu öffnen. Danach war für ihn eindeutig nicht mehr Sünde, was vorher ebenso eindeutig Sünde gewesen wäre.

Beim Apostelkonzil in Jerusalem (Apg 15, 1-35) ging es um die grundsätzliche Frage, ob Christen aus dem Heidentum zur Erfüllung des mosaischen Gesetzes verpflichtet wären oder nicht. Man entschied mit Klugheit und Weitsicht auf Nein. Hätte man auf Ja entschieden, wäre aus der Jesusbewegung wohl kaum mehr geworden als eine jüdische Sekte. Die Christen aus dem Heidentum sollten mit ihrer Freiheit vom mosaischen Gesetz allerdings nicht provozieren und daher auch aus Rücksicht auf gläubige Juden einige Einschränkungen beachten. Danach dauerte es nicht lange, bis auch Christen aus dem Judentum viele zuvor unter Sünde stehende mosaische Vorschriften nicht mehr zu beachten hatten.

Die jeweiligen Inkulturationen bestimmen weitgehend die weiteren Entwicklungen auf allen Ebenen, auch hinsichtlich der Sichtweisen und Beurteilungen von richtig oder falsch, erlaubt oder verboten.

Paulus und Silas waren auf ihrer Missionsreise in Lykaonien unterwegs und wollten in die Provinz Asien, doch der Heilige Geist stellte dazu eine Stopptafel auf. Danach wanderten sie

durch Phrygien und Galatien und Mysien entlang und wollten nach Bithynien. Aber da gab es wieder ein Stopp durch den Heiligen Geist. Also schlugen sie die Gegenrichtung durch Mysien zur Küstenstadt Troas ein, wo dem Paulus in der Nacht in einer Vision ein Mazedonier begegnet und zu ihm sagt: „Komm herüber nach Mazedonien, und hilf uns!“ (Apg 16,9)

So begann nicht nur die Mission des Paulus in Europa, sondern die Inkulturation in die verschiedenen europäischen Kulturen bis herauf in unsere Zeit. Das Christentum als Ganzes wäre heute ein vielfach anderes, wäre Paulus wie zuerst beabsichtigt in die Provinz Asien und danach vielleicht weiter nach Osten gezogen wären.

Wir sollten daher in unseren Sichtweisen und Beurteilungen stets beachten, dass die geschichtlich erfolgte und von den jeweils geltenden kulturellen Gegebenheiten stark beeinflusste Entwicklung der Jesusbewegung eine von vielen möglichen und nicht die einzig mögliche ist.

Es gibt vieles, was grundsätzlich, allgemein und immer gilt, aber auch vieles, wofür dies nicht zutrifft. Und in diesem Bereich ist es durchaus

möglich, dass etwas vielleicht über Jahrhunderte hinweg als Sünde gegolten hat, heute oder morgen nicht mehr Sünde ist, oder umgekehrt, dass früher etwas für normal und erlaubt angesehen wurde, nun aber als sündhaft erkannt wird. Ein Beispiel dafür ist der „gerechte Krieg“ oder die Sklaverei. Oder im Alltag das Kirchengebot zum Fasten: Bis zum II. Vatikanischen Konzil galt das Fleischessen am Freitag als Sünde, danach nicht mehr.

Einen Schauplatz der Auseinandersetzung bieten derzeit etliche „heiße Eisen“ wie z.B. die Teilnahme von wiederverheirateten Geschiedenen am Sakrament der Versöhnung und an der Kommunion oder die wechselseitige Teilnahme von Katholiken und nichtkatholischen Christen an der Eucharistie bzw. am Abendmahl.

Es gilt also zu unterscheiden, was seinem Wesen nach unverändert bleiben muss und was auch anders gesehen, beurteilt, geglaubt und gelebt werden kann. Dabei kann so manches, was gestern noch als Sünde galt, heute oder morgen ohne weiteres belanglos oder in Ordnung sein. Und was gestern als belanglos oder in Ordnung gegolten hat, kann heute oder morgen als sündhaft erkannt werden.

Dankt für alles!

An die Christen in Thessaloniki schrieb Paulus: „Dankt für alles; denn das ist der Wille Gott für euch in Christus Jesus.“ (1 Thess 5,18)

Lange habe ich schon kein Zeugnis mehr im Rundbrief verwendet. Vor kurzem schrieb mir eine Frau einen Erinnerungsbericht, der mir als eine wertvolle Ermutigung zu einem ähnlichen Verhalten erscheint. Ich habe sie gebeten, ihren Brief im Rundbrief veröffentlichen zu dürfen und sie hat zugestimmt.

Vor vielen Jahren habe ich an einem Leben-im-Geist-Seminar bei dir teilgenommen. Vieles habe ich dadurch erfahren und gelernt. Einiges hat sich wunderbar gefügt. Es ging um Loben und Danken.

Ich war damals in Verzweiflung wegen des Alkoholproblems meines Mannes. Ich dachte an Trennung, an Selbstmord... Du hast mir ein Gespräch mit einem dir bekannten Pfarrer

empfohlen und dieser sagte u.a., ich solle für alles danken. Obwohl mir alles gegen den Strich ging, begann ich trotzig zu danken. Ich dachte, ich mache das halt als letzten Versuch. Oder wahrscheinlich werde ich verrückt, wenn ich danke sage für das, was so weh tut...

Nach so vielen Jahren muss ich allerdings etwas anderes sagen:

Ich bin nicht verrückt geworden, mein Mann hat noch einige Jahre ohne Alkohol gelebt und in seinen letzten drei Monaten während der schweren Krankheit und beim Sterben hat uns in vielen Ereignissen eine spürbare, liebend fügende Nähe Gottes begleitet.

Ein Ereignis war z.B. dein Telefonat. Ich war nach dem Besuch meines Mannes im Krankenhaus auf dem Weg zum Autoparkplatz. Da hast du mir ganz wichtige Punkte zum Sterben gesagt: Bitten um eine gute Todesstunde – wie eine Geburtsstunde in ein neues Leben;

Palliativort womöglich in der Nähe, damit die Familie leicht einen guten Kontakt aufrecht-erhalten kann; keine Magensonde zum bloßen Lebenserhalt... Als ich zum Auto kam, waren wir mit dem Telefongespräch fertig. Tiefe Dankbarkeit erfüllte mich und ich sagte: „Lieber Gott, wenn du schon für mich einen so guten Zeitplan hast, wieviel mehr für meinen Mann.“

Am letzten Abend vor seinem Tod konnte ich meinem Mann bei der Krankensalbung und Dankesfeier noch sagen: „Danke auch für die schweren Stunden – sie haben mich wachsen lassen.“ Da ging ein Zucken durch seinen Körper und ich habe seine Antwort ‚gespürt‘. Auch alle Töchter, Schwiegersöhne und Enkel sind mit einem Teelicht in der Hand zum Danken reihum gestanden. Es war eine sehr tiefe Atmosphäre. Ich glaube, wir haben ihn in den Himmel gebühelt. Wir haben auch für den Abschiedsgottesdienst Großer Gott, wir loben dich gewählt. Immer noch sind wir dankbar, dass wir bei seiner Sterbestunde dabei sein durften.

Oft habe ich bereits von dem Mann erzählt, der mir wegen seiner plötzlichen gefährlichen Erkrankung mitten in einer wichtigen Arbeitsphase sehr aufgebracht sagte: „Da hätte sich der Herrgott auch was Gscheiteres einfallen lassen können!“ Ich hörte mir sein Lamento an und verabschiedete mich mit einem für ihn völlig unsinnigen Tipp: „Beten Sie, so oft Sie daran denken: Herrgott, ich dank dir, dass ich jetzt da im Bett lieg!“ Er schaute mich ob dieser Zumutung entgeistert an und dachte sich wohl, ich hätte keine Ahnung vom Leben. Als ich ihn nach einer Woche wieder besuchte, empfing er mich gleich mit den Worten: „Pfoara, ich moa, du hast Recht ghabt.“ Dann erzählte er mir, dass seine Frau ihm bei einem Besuch erklärt habe, sie hätte bereits vorgehabt sich scheiden zu lassen, weil er sich für sie und die Kinder nie Zeit genommen hatte. Nun war er überzeugt, dass es gut gewesen sei, dass er im Krankenhaus

gelandet war, denn sonst hätte er seine Fehler nicht eingesehen und hätte dadurch seine Familie verloren.

Es gibt unzählige Erfahrungen, dass es richtig ist, für alles zu danken – auch wenn man es nicht als Gebet vollzieht, sondern nur aus einer klugen Einstellung heraus. Wenn man für etwas dankt, geht dem voraus, dass man es nicht von Vornherein ablehnt, sondern annimmt, und bereit ist, auch dann daraus zu lernen, wenn es einem mehr oder weniger oder total gegen den Strich geht, einem Unrecht geschieht oder man es erst einmal kaum oder in keiner Weise verstehen kann. Damit öffnet man sich für eine neue Erfahrung und einen Prozess positiver Veränderung. Bekanntlich ist für eine positive Veränderung die Annahme eines Geschehens eine wesentliche Voraussetzung, sie befreit von Festlegungen und öffnet für Neues, während die Ablehnung an das abgelehnte Geschehen bindet, sich auf das Negative fixiert und somit das unter Umständen durchaus mögliche Positive vereitelt.

Jesus hat sich sehr konsequent verhalten, als er sagte: „Jetzt ist meine Seele erschüttert. Was soll ich sagen: Vater rette mich aus dieser Stunde? Aber deshalb bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen!“ (Koh 12,27)

Es wird oft nicht beachtet, dass die Nichtannahme einen maßgeblichen Grund für fruchtlose Gebete darstellt. Bei vielen Aussprachen und bei Heilungsgottesdiensten habe ich daher darauf geachtet, dass die sehr richtige und wichtige Aussage des heiligen Thomas von Aquin beherzigt wird: „Für Wunder muss man beten, für Veränderungen aber arbeiten.“ Der Beginn dieser unerlässlichen Arbeit an sich selbst und an Problemen ist die Selbstannahme und die Annahme jedweder Herausforderung. Und diese Annahme gelingt besonders gut, wenn man sie in der Haltung der Dankbarkeit vollzieht, so komisch das auch klingen mag.

Es ist noch offen, wie man sich erinnern wird

Vor einiger Zeit sah ich zufällig im ORF eine Sendung zu Kaiser Karl und der bekannten Geschichte um die Sixtus-Briefe 2017. Die

Dokumentation endete mit dem Satz von Kaiser Karl: „Es ist noch offen, wie man sich erinnern wird.“

Im Laufe der Dokumentation war bereits aufgezeigt worden, wie unterschiedlich die Sichtweisen und Beurteilungen bereits zeitgleich verliefen und wie erst recht weit auseinandergehend sie nachträglich zu erwarten waren und auch erfolgten.

Für mich ergab sich eine Fülle von Stoff, mir mein eigenes Denken, Reden, Schreiben, Verhalten und Handeln in Erinnerung zu rufen. Schließlich ist auch dafür noch offen, wie man sich erinnern wird. Die je eigene Erinnerung ist häufig nicht die einzige und in dieser Weise auch nicht die einzig richtige oder mögliche. Auch andere erinnern sich und dies unter Umständen in einer ganz anderen Sichtweise, Deutung, Bedeutung, Beurteilung und Folgerung. Wird man mit diesen von der eigenen Erinnerung abweichenden Erinnerungen konfrontiert, können sich daraus in positiver wie in negativer Hinsicht vielfältige Veränderungen für die eigene Erinnerung ergeben.

Es war und ist daher für mich immer hoch interessant, bei so manchem Beisammensein den erinnernden Erzählungen zu lauschen, welche gemeinsame Erinnerungen – z.B. an Schulerlebnisse, Seminare, Reisen, Bergwochen, gemeinsames Arbeiten u.a. betreffen. Es ist bisweilen sagenhaft, wie unterschiedlich ein und dasselbe Ereignis von den verschiedenen Personen bereits wahrgenommen wurde und sich danach in der Erinnerung weiterentwickelt und verwandelt hat. Da können die Abweichungen voneinander nur Nuancen betreffen und ebenso so unterschiedlich ausfallen, dass fast nichts mehr übereinstimmt oder sich ins pure Gegenteil verändert.

Das Anhören solcher Erinnerungen hat mich oft nach den Ursachen der Unterschiede fragen lassen, besonders dann, wenn damit unweigerlich Personen in ihrem Sein und Sosein sehr schlecht weggekommen sind, ich sie aber ganz anders erlebt hatte und ihnen viel Gutes verdankte. Oder wenn umgekehrt meine Erinnerungen mir anzeigten, dass ich anderen Gutes erwiesen habe, diese mir aber irgendwann mitteilten, dass dies durchaus nicht der Fall gewesen sei und sie unter Umständen

jahrelang unter meinem Verhalten gelitten hätten. Wie ist so etwas möglich?

Sehr betroffen machte es mich zuweilen, wenn jemand wegen einer an sich lächerlichen Schlagseite, eines einzigen blöden Fehlers oder tatsächlichen Fehltrittes pauschal verurteilt und all das viele Positive nicht einmal als der Erwähnung wert angesehen wurde.

Auch die umgekehrte Sichtabweichung hat mich so manches Mal baff gemacht, wenn jemand als großartig erinnert wurde, obwohl doch jede und jeder von weitem erkennen hatte können, wie viel davon bloß leeren Bluff darstellte, oder etwas hochgelobt wurde, was im Grunde inhaltlich geistlos, oberflächlich oder leer war.

Menschen haben zwar alle ein Gedächtnis, aber nicht alle merken sich in mehrfacher Weise automatisch dasselbe und schon gar nicht das Gleiche. Es gibt Menschen mit einem vorwiegend negativ eingestellten und eher abwertenden und Menschen mit einem vorwiegend positiv eingestellten und eher aufwertenden oder verklärenden Gedächtnis. Die Erinnerungen gehen daher gewöhnlich sehr weit auseinander und entsprechen durch die schlagseitige „Programmierung“ nur teilweise der Wirklichkeit.

Ist es nicht wenigstens in manchem bei einem selbst noch offen, wie man sich erinnert oder in Zukunft erinnern wird? Ich weiß nicht, wie es Dir dabei ergeht. Ein kritisches Erinnern hat bei mir recht oft zur Folge, dass sich meine Sichtweisen zu Recht ändern, weil mir Einzelheiten auffallen, die ich früher zu wenig beachtet habe; oder dass mir etwas wieder einfällt, was ich zeitweise vergessen hatte; oder weil ich das damalige Dahinter oder die begleitenden Umstände aus den späteren Erfahrungen heraus oder wegen der erinnernden Berichte anderer genauer im Zusammenhang wahrnehmen und beurteilen kann.

Man muss dabei allerdings aufpassen, dass man nicht selbst nachträglich Wertungen vornimmt oder sich von anderen Erinnernden verpassen lässt, die im Originalgeschehen nicht vorhanden waren, sondern nachträglich hineinprojiziert oder herausgelesen wurden.

Besonders wichtig ist dies bei allem, womit ein Schuldigwerden verbunden wird. Grundsätzlich

wird niemand für etwas nachträglich schuldig, was zum Zeitpunkt des Geschehens objektiv nicht schuldbar war bzw. subjektiv nicht als schuldhaft erkannt und gewollt wurde. Es wird ebenso kein ursprünglich schlechtes Handeln nachträglich gut. Sehr wohl aber kann aus einem dummen, einem fehlerhaften oder sogar schlechten Handeln als Folge Gutes entstehen und ebenso aus einem richtigen und an sich guten Handeln Verkehrtes und Schädliches. Beispiele brauche ich dazu sicher keine anzuführen, weil wir das ohnehin zuhauf selbst alle erlebt haben und erleben.

Es ist noch offen, wie man sich erinnern wird. Niemand kann etwas in seinem Leben nachträglich ungeschehen machen, was geschehen ist, und niemand kann etwas nachträglich geschehen lassen, was nicht geschehen ist. Nachträglich können wir unsere Sichtweisen, Einstellungen und Beurteilungen ändern. Es ist aber wichtig, dass wir beim Erinnern wie bereits betont die ursprüngliche Wirklichkeit nie aus den Augen verlieren – bei uns selbst nicht und bei anderen nicht. Mit den heute geltenden Maßstäben das Verhalten von Menschen in der Vergangenheit zu bewerten, in der andere Maßstäbe gegolten haben, entspricht nie der Gerechtigkeit und auch nicht der Wahrhaftigkeit – weder bei sich selbst noch bei anderen.

Wie erwarten wir uns ein Erinnern an uns? Wir selbst erwarten uns wohl alle von den uns überlebenden und den nach uns lebenden Menschen nicht nur ein der Wahrheit entsprechendes und gerechtes, sondern auch ein von Liebe geleitetes barmherziges Erinnern. Ich denke an einen Buchtitel von Sr. Ruth Pfau: „Das letzte Wort wird Liebe sein“. Oder an den Satz von Antoine de Saint-Exupery im Buch „Der kleine Prinz“: „Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche bleibt den Augen verborgen.“ Viel Wesentliches in unserem Leben ist den Augen unserer Umwelt verborgen geblieben, ja wir haben so manches davon nicht einmal selbst im ganzen Umfang mitbekommen. Sehr tief hat mich im Priesterseminar eine Weisheit unseres alten Sprachbildners beeindruckt, die ich bereits oft zitiert habe. Ich habe

mich im Akutfall oft daran erinnert und diese Erinnerung hat mir dann zu einem anderen Verhalten und Handeln geholfen, als ich es ansonsten gedankenlos vollzogen hätte.

In der Feldrede berichtet Lukas verbunden mit Bildworten einige Weisungen Jesu zu verschiedenen Themen und dabei zum Thema Richten und Verurteilen (Lk 6, 37). Unser Sprachbildner nahm darauf Bezug und gab uns den Rat, wir sollten uns jedes Richtens und Verurteilens anderer enthalten, denn um der Wahrheit und Gerechtigkeit entsprechend richten und urteilen zu können, müssten wir allwissend sein. Schließlich weiß man nie, was alles zu einem bestimmten Verhalten, Handeln oder Nicht-handeln eines Menschen ursächlich beigetragen hat. Wir sollten den Menschen stets mit Liebe begegnen, denn die Liebe kommt dem, was richtig ist, am nächsten.

Die Aussage von Ruth Pfau sollte daher unsere Sicht auf andere bestimmen. Wenn wir schon dem allgemeinen Richten, Urteilen und Verurteilen nicht zu entkommen vermögen, dann sollte bei unseren Gedanken und Worten über andere das letzte Wort stets Liebe sein.

Genau das habe ich bei meiner Mutter in ihrem Erinnern an ihren Gatten, meinen Vater, konsequent bis zu ihrem Tod erlebt. Auch ein kritisches Erinnern endete bei ihr nie mit einer Beschuldigung, einem Vorwurf oder einer Verurteilung, es war immer ein Wort der Anerkennung und der Liebe oft verbunden mit Nachsicht und Entschuldigung.

Selbstverständlich gilt dasselbe uns selbst gegenüber, denn der Auftrag heißt: Liebe deinen Nächsten WIE dich selbst. Daher widersprechen liebloses Demütigen, Ablehnen, Verurteilen und Nachtragen seiner selbst ebenso dem Auftrag zur Liebe.

Den Rundbrief habe ich nicht in der Absicht begonnen, ihn zu den nun behandelten Themen zu schreiben und ihn so zu beenden. Es hat sich eines aus dem anderen ergeben.

Den Anstoß dazu lieferten Tagesereignisse im Umfeld und einige aktuelle Anlässe mit Infragestellungen zu einzelnen Punkten in meinem früheren Leben. Diese betrafen unter anderem erhobene Vorwürfe und Unversöhnlichkeit, die dauernd stattfindende Verwechslung von Ursache und Schuld und damit von

erforderlicher Nachsicht oder Entschuldigung, Erfahrungen zu Ablehnung und Annahme, Auflehnung und Dankbarkeit, zu Erinnerungen an vergangene Geschehnisse und deren Beurteilen aufgrund der seither erfolgten Entwicklungen und Veränderungen. Sowie Anfragen dazu, was denn nun tatsächlich Gottes Wille sei oder bloß auf ihn projiziert oder ihm unterstellt wird.

Liege ich falsch, wenn ich meine, dass all dies auch für Dich wenigstens dann und wann bewegende Fragen zum Umgang damit sind?

Es ist mir nach und nach als Erkenntnis zugefallen und zum Bedürfnis geworden, aus dem, worüber ich vorhin geschrieben habe, auch konkrete Folgerungen zu ziehen.

In dem langen Leben, das mir geschenkt wurde, habe ich x-mal die Erfahrung gemacht, dass man gut daran tut, verschiedene wiederkehrende Winke und Impulse im Alltag aufmerksamer wahrzunehmen und ihnen genauer nachzugehen. Es ist klüger, ihnen nach einer Überprüfung bezüglich ihrer Bedeutung und Berechtigung Folge zu leisten, statt sie zu ignorieren oder ihnen auszuweichen.

Der Evangelist Matthäus berichtet uns ein nicht auf den ersten Blick verständliches Wort Jesu: „Ich sage euch: Über jedes unnütze Wort, das die Menschen reden, werden sie am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen müssen; denn aufgrund deiner Worte wirst du freigesprochen und aufgrund deiner Worte wirst du verurteilt werden.“ (Mt, 12,36f)

Karl Herbst macht in seinem Kommentar „*Was wollte Jesus selbst?*“ zu diesen beiden Versen auf zwei Punkte aufmerksam (II/Seite 144). Zum Vers 36: Das mit „unnützig“ übersetzte griechische Wort „*a-ergos*“ bedeutet, „*es tut nicht seine Arbeit*“. Das heißt, es entspricht nicht in allem dem, dem es nach Inhalt, Absicht usw. entsprechen sollte. Und konkret führt er als Beispiel an: „*Wie könnt ihr so leichtfertig den*

Leuten sagen, dieses oder jenes sei Gottes eigenes Gebot, ohne in Verantwortung vor Gott nachzuforschen, ob es nicht von Menschen gemacht wurde und von Menschen auf den Willen Gottes hin zu korrigieren ist?“ (z.B. Mk 7, 5-8)

Zum Vers 37: „*Dieser Denn-Satz, der nun den Leser (du) anspricht, dürfte sekundär sein. Die Formulierung ist auch jesusfremd, denn das, wonach Gott den Menschen beurteilt, liegt nach Jesus unterhalb der äußeren Tat und unterhalb des ausgesprochenen Wortes in der geheimen Absicht des Herzens.*“ (vgl. Antithesen der Bergpredigt)

Ich habe in meinem Leben unzählbar viele Worte gesagt und geschrieben. Viele davon waren wohl *a-ergos*, auch deshalb, weil ich zu sehr von mir ausgegangen bin oder auf etwas oder jemanden eine Wut hatte. Manches hielt ich für den Willen Gottes, doch es war nicht der Wille Gottes, es waren menschliche Vorstellungen. Umgekehrt setzte ich mich über Gottes Willen hinweg, weil ich etwas bloß für menschliche Ansichten und Absichten hielt. Meine Blickrichtungen waren immer wieder einmal verkehrt und recht oft lebte ich in Einbildungen. Durch all dies und noch vieles Weitere geschahen viele Fehler, wurde ich selbst schuldig und zog andere in das Schuldigwerden mit hinein, auch weil die geheimen Absichten meines Herzens bisweilen nicht stimmten. Es tut mir leid.

Darum bitte ich Dich, falls Du in irgendeiner Weise betroffen bist, entweder um Nachsicht oder / und um Vergebung. Und wenn Du jemanden weißt, auf den etwas zutrifft, dann gib mein Ersuchen bitte weiter.

Dein Bruder



Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:
Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8
pfarre.brunenthal@dioezese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:
Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M
Verlagspostamt: 4780 Schärding/P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste
A 4780 Schärding (Autriche) Taxe perçue